Editorial

von Karlheinz Weißmann

Es wird in dieser Ausgabe an zwei Männer, Rudolf Fahrner und Arnold Gehlen, erinnert, die als geistige Persönlichkeiten verschiedener kaum sein können. Der eine nachhaltig bestimmt durch Literatur und Antike, überzeugt, daß es eine ewige Werteordnung gebe, die unter verschiedenen Umständen nur jeweils neu zur Geltung gebracht werden müsse. Der andere, dessen Wurzeln zwar in der Philosophie des Idealismus lagen, der sich aber fast gewaltsam von diesen Anfängen losmachte und einem nüchternen, „pragmatischen" Ansatz folgte. Fahrner glaubte an die Macht des Wortes, Gehlen an die Macht der Institutionen.

Trotz dieser Unterschiede gehören Fahrner und Gehlen auch in *eine* geistige Tendenz, die zuerst Wilhelm Dilthey als „Deutsche Bewegung" bezeichnet hat, jene spezifische Form des Denkens, die sich in Deutschland seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte. Dabei war die Deutsche Bewegung keine monolithische Einheit, sondern ein spannungsvolles Ganzes, gekennzeichnet vor allem durch das Vorhandensein zweier Pole, – Romantik und Antiromantik. Ohne Zweifel muß man Gehlen der Antiromantik zurechnen. Was gerade viele Konservative, die aus politischen Gründen mit ihm sympathisierten, beunruhigte, war die Kälte seines Tonfalls, die Ablehnung von Sentimentalität, auch die spürbare Lust daran, die Menschen mit notwendigen Härten zu konfrontieren. Das war auch dem Zeitstil der frühen dreißiger Jahre geschuldet, dem wir neben Ernst Jüngers *Arbeiter* Carl Schmitts Endfassung von *Der Begriff des Politischen* verdanken.

Deutlich anders als bei Gehlen liegt der Fall bei Fahrner, der sich bezeichnender Weise in seinen späten Jahren ganz der Dichtung zuwandte. Am Beginn seines Werkes stand – in Zusammenarbeit mit Friedrich Wolters – die intensive Beschäftigung mit dem, was zur deutschen geistigen Tradition überhaupt gehört, wobei die Auseinandersetzung mit der Romantik ganz ins Zentrum rückte. Seine erste Veröffentlichung trug den Titel *Die religiöse Bewegung in der Romantik*, und noch in Fahrners Büchern über Arndt und Gneisenau war die Intensität spürbar, mit der er sich diesem Thema widmete. Wenn er der Romantik in erster Linie kritisch gegenüberstand, dann aus ganz anderen Gründen als Gehlen. Seine Reserve war bestimmt von dem stark nachwirkenden Einfluß Stefan Georges und dessen Absage an die Romantik im Namen der Klassik.

Wenn hier aus Anlaß ihrer hundertsten Geburtstage Fahrners und Gehlens gedacht wird, dann auch in dem Bewußtsein, daß der eine wie der andere von der Öffentlichkeit vergessen wurde. Solches Vergessen bedeutender Denker ist an sich nicht ungewöhnlich, aber in diesem Fall hat es mit einer Entfremdung gegenüber der eigenen Überlieferung zu tun. Nicht unmittelbar nach dem Zusammenbruch, sondern mit einer gewissen Verzögerung konnte sich in den sechziger Jahren in Deutschland jene *westernization* auch intellektuell auswirken, die dazu führte, die nationale Tradition nicht nur politisch, sondern auch geistig in Frage zu stellen. Heute erscheint vielen Zeitgenossen das, was die Deutsche Bewegung hervorgebracht hat, nur noch seltsam, irgendwie rückständig gegenüber den siegreichen Konzepten von Aufklärung und Positivismus. Allerdings bieten Entfremdungsvorgänge immer auch Möglichkeiten, gerade das Andere hat seinen Reiz.

Rudolf Fahrner – ein Lebensbild

von Stefano Bianca

Erinnert wird hier an einen „Unzeitgemäßen“, dessen Lebensspanne (30. Dezember 1903 – 28. Februar 1988) einen großen Teil des zwanzigsten Jahrhunderts abdeckte – vom bewußten Erleben des ersten Weltkrieges in der Österreichischen Provinz bis zum Vorabend der „Wende“ in seiner deutschen Wahlheimat.

Einer der Angelpunkte dieses Lebens war die Verschwörung des 20. Juli 1944, an der Fahrner als Freund der Brüder Stauffenberg und als Mitverfasser der geplanten Aufrufe beteiligt war. Dank dem Schutz durch die wenigen Mitwisser entging Fahrner auf eine für ihn selbst wundersame Weise der Rache des Regimes. Die ihm geschenkte zweite Lebenshälfte hat er dazu benutzt, die mit Freunden begonnene geistige Gründung fortzusetzen, ohne je die Publizität zu suchen, die ihm infolge der Ereignisse hätte zufallen können. So gibt dieses Jubiläum Gelegenheit, auf einen weitgehend Vergessenen hinzuweisen, der sein späteres literarisches und dichterisches Werk im Stillen entfaltet hat – wohl im Bewußtsein, daß die Zeitumstände der Aufnahme dessen was er vertrat nicht allzu gewogen waren. Die folgenden Abschnitte versuchen dem Leser, soweit es im Rahmen eines solchen Artikels möglich ist, das Leben und die Anliegen Fahrners nahezubringen. Sie stützen sich auf den vom Verfasser betreuten Nachlaß sowie auf seine langjährige Bekanntschaft mit Rudolf Fahrner.

In ländlich-großbäuerlichen Verhältnissen im Mühlviertel aufgewachsen, entdeckt der Schüler Rudolf Fahrner die Dichtungen Hugo von Hofmannsthals und liest Friedrich Gundolfs Goethe-Buch, die ihm als Vorboten einer neuen, dem dichterischen Urerlebnis zugewandten Haltung erscheinen. Gegen den Willen des Vaters, der ihn für die Führung eines der großen Höfe ausersehen hatte, erzwingt er, fast mittellos, den Aufbruch zum Studium nach Heidelberg; er studiert bei Gundolf, bewohnt ein Zimmer beim Philosophen Heinrich Rickert, in dessen Bibliothek er seinen neuen geistigen Leitstern Stefan George entdeckt, begegnet Nicolai Hartmann und Martin Heidegger (der ihn für sich zu gewinnen sucht), und wird schließlich von Gundolf zu Friedrich Wolters nach Marburg gewiesen, in dessen Freundeskreis er eintritt.

Nach seiner Promotion im Alter von 22 Jahren mit einer Arbeit über Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller habilitiert sich Fahrner 1928 in Marburg mit seiner Schrift über „Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart" als jüngster Privatdozent Deutschlands. Hier schart er einen Kreis von jungen Hörern und Freunden um sich, die ihm lebenslang verbunden bleiben sollten – darunter Karl Schefold, Eberhard Zeller, Stefan Thiersch, der vielversprechende, im Krieg jung gefallene Gottfried Baumecker und später Wolfgang Hoffmann-Zampis.

Ende der Zwanziger Jahre unterstützt Fahrner seinen Lehrer Wolters – nicht ohne kecke Einwände – bei der Abfassung seines umstrittenen Werkes „Stefan George und die Blätter für die Kunst" (1930 erschienen). In diesen Jahren kommt er in Berührung mit Wolters' älteren Freunden wie Kurt Hildebrandt, Berthold Vallentin, Paul Thiersch und Karl Wolfskehl. Zu Stefan George selbst gewinnt er persönlichen Zugang im Jahre 1930, nach Wolters' Tod. Seid dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte sich der George-Kreis in manche Untergruppen gespalten, und seine Zugehörigkeit zum Wolters-Clan hatte Fahrner Gegnerschaft im nahen Umkreis von George beschert.

In seinen Erinnerungen sagt Fahrner, daß dieser späte Zugang zu George in gewissem Sinne ein besonderes Geschenk für ihn gewesen sei, da ihn der alternde Dichter nun mit der indessen nachgewachsenen jüngsten Generation von Anhängern in Verbindung brachte, insbesondere mit dem jungen Bildhauer Frank Mehnert, der während der letzten Lebensjahre des Dichters engster Vertrauter war. Durch Frank gewann Fahrner die Beziehung zu den Brüdern Claus und Berthold von Stauffenberg, und dieses Dreigestirn – später ergänzt durch den überlebenden Bruder Alexander von Stauffenberg – hat von da an Fahrners Lebensweg geprägt.

Äußerlich standen die frühen Dreißiger Jahre im Zeichen des heraufziehenden Nazismus, der auch Georges Freunde und Anhänger polarisierte und in verfeindete Gruppen zerriß. Der Dichter selbst entzog sich einer Stellungnahme und jeglichen Ehrungen des Nazi-Staats durch seine Aufenthalte in der Süd-Schweiz. Freilich hatte das von ihm erträumte „Neue Reich" nichts mit dem vom Nazismus verdorbenen Zerrbild davon gemeinsam. In Fahrners Aufzeichnungen seiner Gespräche mit George wird das Thema des Nazismus zweimal berührt. So berichtet Fahrner: „Am Ende einer alle trennenden Klüfte gegen die siegreichen Nationalsozialisten deutlich machenden Gesprächsstunde (George hatte beim Vergleich das nationalsozialistischen Deutschlands mit Russland bemerkt, dass minus 100 und minus 200 Grad für den Menschen wenig Unterschied mache) und in Erinnerung rufend, dass es auch schon im Ersten Weltkrieg Freunde gegeben habe, die meinten, er müsse mitmachen weil er und sein Werk vom deutschen Schicksal abhingen, sagte George mit ungeheurer Gebärde, hoch aufgerichtet und den Kopf zurückgeworfen: „Ich habe ganz andere Aktien auf das Deutsche Reich – und sehr gute Papiere!" (Aufzeichnung München, Mai 1933). In einem früheren Gespräch hatte George zu Fahrner gesagt, er sei politisch nicht unfehlbar: Wenn man ihm ein Gedicht bringe, könne er genau sagen, was es tauge; im übrigen könne er irren wie jeder andere. (Aufzeichnung Berlin, Herbst 1932.)

Die Haltung der Freunde Frank, Claus von Stauffenberg und Rudolf Fahrner zum Nazismus war zunächst ambivalent. Angesichts der georgeschen Ideale konnte sich keiner von ihnen Illusionen über die wahre Natur der Bewegung machen, doch sahen sie wohl anfangs auch Potenzen darin, die zu nutzen und in anderem Sinne zu gebrauchen wären. Karl Löwith, ein Kollege Fahrners während seiner Marburger Zeit, schreibt in seinen Erinnerungen, Fahrner habe ihm 1932 nach einem Marburger Auftritt Adolf Hitlers berichtet, dieser sei gewiß nicht der kommende Führer (das Wort habe bei ihm einen Georgeschen Klang gehabt), aber vielleicht ein „magischer Blödel" der die Massen in Bewegung setze, bis der richtige Herrscher komme.

Karl Löwith: *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*, Frankfurt a.M. 1989.

In eine dramatische Auseinandersetzung mit nationalsozialistischen Ideologen geriet Fahrner bereits mit dem Tag seiner Antrittsvorlesung am 2. Mai 1935 in Heidelberg, wohin er Ende 1934 als Nachfolger Friedrich Gundolfs berufen worden war. In seinen Erinnerungen schildert er die von ideologischen Drahtziehern betriebene „Verirrung und Verwirrung der Geister", die sich bis zum behaupteten Verrat Goethes an den Deutschen verstieg. In seiner erhaltenen Antrittsvorlesung „Die Dichtung im

deutschen Schicksal“ versuchte Fahrner darzulegen, welche Spannungen zwischen geistigem und politischem Leben ohnehin immer bestanden, wie sie sich in der deutschen Geschichte gezeigt und ausgewirkt hatten und wie die gegenwärtige politische Bewegung vor der Aufgabe stehe, eine Verbindung zu den geistigen Mächten überhaupt und zu den für Deutschland eigentümlichen Kräften im Besonderen zu finden.

Der weltoffene Horizont von Fahrners Vorlesung, sowie seine Bemühung, das Geistige als primäre Wirkungsmacht in Beziehung zum Tatwesen zu setzen, jedoch es von allen dogmatischen und ideologischen Verengungen freizuhalten, muß die nazistischen Fanatiker um den mächtigen Reichsstudentenführer Scheel sowohl beeindruckt als auch tief beunruhigt haben. Scheel bedrohte Fahrner kurz darauf mit einem Ultimatum, sich der politischen Bewegung einzuordnen, widrigenfalls er ihn nicht länger halten könne. Die Zeitgleichheit von Fahrners demonstrativem Austritt aus der SA (16. Mai 1935) läßt keinen Zweifel daran, was Fahrners Antwort auf dieses Ultimatum war. Der Altgermanist und Geheimrat Friedrich Panzer, der Fahrners Berufung herbeigeführt hatte, konnte ihn noch rechtzeitig warnen, daß der Dekan der Fakultät ein geheimes Schreiben an das Kultusministerium gerichtet hatte, in welchem Fahrners Entfernung auf Grund untragbarer Gesinnungen verlangt wurde. Dies gestattete es Fahrner, durch ein selbst eingereichtes Entlassungsgesuch dem drohenden Prozeß und weiteren voraussehbaren Verleumdungen zu entgehen.

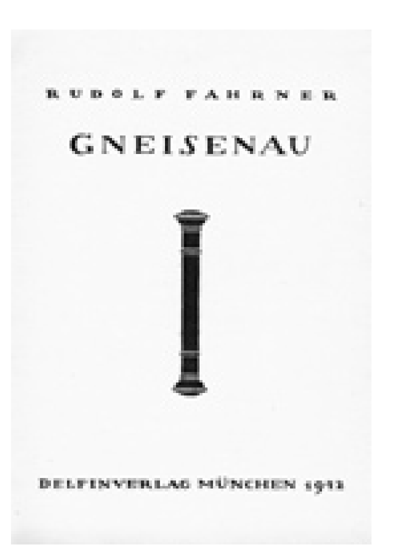
Die folgenden freien Jahre gaben Fahrner die Möglichkeit und den Ansporn, das mit Gutheißung von George in Angriff genommene Buch über E.M. Arndt abzuschließen – eine Arbeit, die ihrerseits in das später im eigenen Verlag veröffentlichte Gneisenau-Buch überleitete. Beide Bücher gehen zurück auf die Fahrner und seine Freunde bedrängende Frage, wie sich geistig geprägte Menschen in einem ungemäßen politischen Umfeld verwirklichen und wie sie eine Erneuerung verkrusteter staatlicher Lebensordnungen von den geistigen Ursprüngen her bewirken könnten. Das Arndt-Buch hat seinerzeit breite Wirkung gefunden und hat Fahrner, wie sich später zeigen sollte, die Sympathien und den Schutz von einflußreichen Ministerialbeamten gesichert, die sich innerhalb des Regimes ihre geistige Freiheit bewahrt hatten. Claus von Stauffenberg, ein Gneisenau-Nachfahre, nahm besonderen Anteil am Entstehen der zweiten Arbeit und hat Fahrner mehrmals, nicht ohne Absicht, aufgefordert, vor seinen Soldaten über Gneisenau zu sprechen.

So bereitete der Rückschlag in Heidelberg den Boden für eine wichtige neue Lebensphase, zumal in diese Zeit auch Fahrners gemeinsam mit Gemma Wolters-Thiersch unternommene Hausgründung in Überlingen am Bodensee fiel. Über viele Jahrzehnte blieb dieses Haus das Zentrum eines Freundeskreises, in dem Dichtung, Bildhauerei und Kunsthandwerk eine Heimstätte fanden. Die Gruppe setzte sich weitreichende Aufgaben mit der Gründung des Delfin-Verlags, dessen in eigener Typographie ge-



Rudolf Fahrner links, rechts Victor Frank, der von Urban Thiersch modelliert wird, 1940

druckte Bücher dem dichterischen und dem geschichtlichen Mythos zugewandt waren. Unter den erschienenen Publikationen finden sich *Das Rolandslied*, *Parzival*, *Hannibal* und Übersetzungen homerischer Gesänge. Der von Freunden gegründete „Weberhof" auf der Insel Juist bot der Gruppe eine weitere Stätte für gemeinschaftliche Feste, Lesungen und Aufführungen. Fahrner selbst fand nun die Zeit, sich mit dem Freund Frank in der Bildhauerei zu üben. (Seine Skulpturen riefen ungläubiges Staunen beim George-Erben Robert Boehringer hervor, der später den Abguss der Fahrnerschen Büste von Alexander von Stauffenberg für die George-Stiftung veranlaßte.) Die freien Jahren waren auch eine Zeit des Reisens und der Entdeckungen – insbesondere in Süditalien, Griechenland und Ägypten.



Umschlag des Buches Gneisenau *von Rudolf Fahrner, das Einfluß auf den Stauffenberg-Kreis nahm, 1942*

Fahrners nach den Heidelberger Vorfällen intaktes, ja gesteigertes Ansehen bei den Verantwortlichen im Reichserziehungsministerium führte nun dazu, daß er ein zweites Mal, wie schon 1934, als Vertreter für deutsche Sprachen und Kultur an die internationale Sommerakademie in Santander entsandt wurde. Mehr noch, 1937 kam aus Berlin das Angebot für eine mit griechischen Stellen vereinbarte Vertragsprofessur an der Universität Athen – ein Ruf, der auf die Initiative griechischer Hörer von Fahrners Vorlesungen in Heidelberg zurückging. Nach etlichen bürokratischen Verzögerungen trat Fahrner diese Stellung im Herbst 1939 an und wurde danach auch mit der Leitung des Deutschen Wissenschaftlichen Institutes in Athen betraut.

In seinen Erinnerungen schreibt Fahrner, er habe zweimal in seinem Leben eine durchgeistigte Stadt erlebt: „Heidelberg nach dem ersten Weltkrieg und Athen zu Beginn des zweiten Weltkrieges. Dort war es der geistige Durst der aus dem Feld heimkehrenden Jugend, die auf die in jenen Jahren erst ganz in die Öffentlichkeit tretende geistige Bewegung traf, die von Stefan George ihren Ausgang genommen hatte. Das bewirkte ein Wiederaufflammen aller Erneuerungsbewegungen (auch in der Wissenschaft), die an der Jahrhundertwende begonnen hatten und nach der Überschattung durch die Kriegsjahre neumächtig emportauchten. (…) Im Athen des späten Herbstes 1939 trafen sich noch einmal viele Geister aus ganz Europa und aus anderen Erdteilen unter hellenischem Zeichen. Sie wußten, was ihnen an Trennung und schweren Schicksalen bevorstand, und sie feierten in diesem Augenblick noch einmal ihre Gemeinsamkeit, ihren Glauben an hohe Bilder, ihre Unabhängigkeit von allen Machtkämpfen und dem sie einengenden und begleitenden Wahn. Sie zeigten sich ihre Neigung und gingen zarter und fühlender miteinander um in diesen Abschiedstagen von einer Welt, die sie hervorgebracht hatte und die sie als die ihre getragen hatten. Es war ein Kreisen geistiger Hochgefühle, das sie verband und das die ganze Stadt durchwogte und durchtränkte."

In Athen sah Fahrner seine Aufgabe darin, die Vermittlung deutschen Kulturgutes in einem hellenischen und internationalen Milieu rein zu halten von allen politischen und ideologischen Beimischungen. Dies ging nicht ohne Kämpfe und Denunziationen ab, doch Fahrners Berliner Schutzgeister im Reichsministerium (insbesondere der treffliche Dr. Scurla) standen zu ihrem vorweg gegebenen Versprechen, ihn zu stützen. Und der damalige deutsche Botschafter in Athen, Prinz Erbach, sowie der Gesandtschaftsrat Karl Fritz von Grävenitz wurden Mitspieler in dieser heimlichen Konspiration gegen eine nazistische Kulturpolitik. Die Fortführung der Homer-Übersetzung sowie Vorlesungen über Winckelmann, Goethe und Hölderlin standen damals im Zentrum seiner Tätigkeit, zu der er viele Gastreferenten zuzog. Alexander Stauffenberg, Frank, Eberhard Zeller und andere Freunde gehörten zu den Besuchern und gelegentlichen Mitarbeitern.

Während der Heimataufenthalte in Deutschland setzte sich die Zusammenarbeit mit den drei Brüdern Stauffenberg fort, die sowohl Dichterisches wie Politisches zum Inhalt hatte. Einerseits wurde die Homerübersetzung weitergeführt und an Alexander Stauffenbergs Dichtung *Der Tod des Meisters* gearbeitet; andererseits kristallisierten sich bei Claus von Stauffenberg die ersten Pläne zur Erhebung, in die Fahrner im September 1943 in Lautlingen eingeweiht wurde mit der Aufforderung, die geplanten Aufrufe abzufassen. Am 28. Juni 1944 wurde Fahrner von Claus angesichts der bevorstehenden Ereignisse nach Berlin zurückgerufen.

Die Vorgänge um den 20. Juli und Fahrners Rolle darin sind in mehreren Büchern ausführlich geschildert worden, sodaß hier wenige Hinweise genügen. Die kompetenteste Darstellung findet sich in den zwei Büchern von Eberhard Zeller, der mit Stauffenberg und dessen Umkreis vertraut war und dem Fahrner seine persönlichen Erinnerungen mitgeteilt hat. Peter Hoffmans Buch erweckt durch seine akribische Sammlung von Daten und Zeugnissen den Anschein von „Objektivität", kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein Verfasser dem geistigen Hintergrund Stauffenbergs und seiner Freunde fremd gegenübersteht. Das Werk ist ein Musterbeispiel dafür was Fahrner gerne als „Voreingenommenheit durch Uneingenommenheit", das heißt als Mangel an geistiger Affinität zum Gegenstand der Betrachtung, bezeichnete. So dienen die fleißig recherchierten „Fakten" oft nur der Bestätigung eigener Vorurteile. Das Bild Fahrners hat Hoffmann in seiner Darstellung, einseitige Quellen herausstreichend, eher negativ eingefärbt – wohl zum Entgelt dafür, daß Fahrner ihm (anders als im Fall von Zeller) persönliche Informationen vorenthielt, auf die Hoffmann Anspruch zu haben glaubte.

Eberhard Zeller: *Geist der Freiheit*, München, 1965 ders.: *Oberst Claus Graf Stauffenberg*, Paderborn 1994.

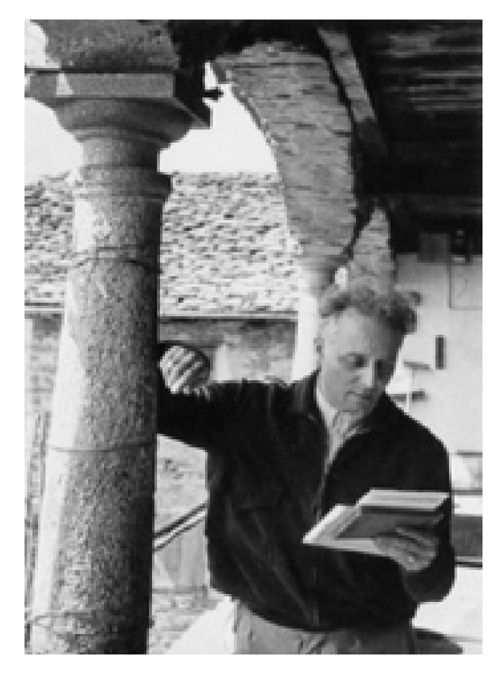
Peter Hoffmann: *Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder*, Stuttgart 1992.

Die letzten Jahre des zweiten Weltkrieges brachten Fahrner ähnlich große Verluste an Mentoren, Freunden und Mitarbeitern wie die späten zwanziger und frühen dreißiger Jahre. Hatte er damals innerhalb von wenigen Jahren Erika und Friedrich Wolters, Paul Thiersch und Stefan George verloren, so wurden nun Frank Mehnert, Claus und Berthold Stauffenberg, Friedrich Baumecker, Wolfgang Hoffmann-Zampis und Hans Zeller vom Krieg oder von den Nachbeben des 20. Juli dahingerafft. Der Neubeginn nach Ende des Krieges war auch durch die Schwierigkeit belastet, neue Wirkungsmöglichkeiten in Deutschland zu finden. Nicht ohne Bitterkeit stellte Fahrner fest, daß viele Vertreter oder Mitläufer des Nazi-Regimes nach dem Krieg in leitender Stellung an verschiedenen Institutionen der Bundesrepublik unterkamen, während ihm die Unterstützung entzogen wurde.

Äußerlich ist dieser Einschnitt in Fahrners Leben durch den Antritt der Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Ankara markiert (1950–1958) – ein Auslandsaufenthalt, der ihm ganz neue west-östliche Perspektiven in Anatolien, im Iran und in Syrien eröffnet, die er bereist. Er gewahrt den Parallelismus zwischen Hohenstaufen und Seldschuken, entdeckt das orientalische Rittertum mit seinen Herrschern, Dichtern und fürstlichen Bauten; er erschließt sich Firdausi und Dschelalleddin Rumi, die östlichen Verwandten von Wolfram von Eschenbach und Meister Eckehart, die ihm geläufig waren. Andere damals in Ankara lehrende Deutsche, mit denen er manches gemeinsam entdeckt, waren der Architekt Clemens Holzmeister und die Orientalistin Annemarie Schimmel.

Innerlich hat sich der Einschnitt – so darf man vielleicht auf Grund seines späteren Werks interpretieren – dahingehend ausgewirkt, daß die zusammen mit Frank und den Brüdern Stauffenberg verfolgte Hoffnung auf staatliche Erneuerung durch die Macht der Dichtung einem innigeren Streben nach Wirkung wich: jenem, die lebenspendenden und verwandelnden Kräfte der Dichtung in ihrem Kern zu erfassen und so zu vermitteln, daß sie in aufnahmefähigen Individuen wirksam würden. Dieses Ziel läßt sich aus der Frucht der türkischen Jahre herauslesen – Fahrners in Ankara veröffentlichter und in Deutschland fast unbeachtet gebliebener Studie *Dichterische Visionen menschlicher Urbilder in Hofmannsthals Werk*. Hier wird nicht nur das Werk Hofmannsthals analysiert, sondern der Wesensgrund der dichterischen Erneuerung um 1900 dargestellt. Zugleich wird – jenseits der getrennten Lebenswege – die Gemeinsamkeit von Hofmannsthals Ansatz mit dem von George beleuchtet, die beide auf der gesammelten Kraft der von ihnen geschaffenen Gestalten und Bildern beruhen.

1958 kehrte Fahrner nach Deutschland zurück, um einem Ruf an die Technische Hochschule Karlsruhe zu folgen, wo ihm die Möglichkeit gegeben war, die Belange der Dichtung an einer technisch orientierten Universität zu vertreten. Hier hat er sich streitbar für die Rolle der Geisteswissenschaften in einer ökonomisch und technologisch determinierten Welt eingesetzt. Als stiller Mitarbeiter an einem Werk seines Freundes Friedrich Wagner über die Grenzen des technischen Fortschrittes hat er sich auch in die angehende Umwelt-Debatte eingeschaltet. Seine Vorlesungen setzten den großen historischen Bogen fort, den er in den dreißiger Jahren zu errichten begonnen hatte. Das große, weit über die Germanistik hinausgreifende Thema war „Dichter als Wegweiser zur Dichtung". Den Bogen von Homer und Pindar über 1001 Nacht, Shakespeare, Goethe, Hölderlin und Hofmannsthal bis zur Moderne spannend, suchte Fahrner die wesentlichen Anliegen und Verfahren der Dichter aus deren eigenen Verlautungen zu erhellen, anstatt sich auf ein bloßes Herantragen äußerer Fakten und Kommentare zu beschränken.



Rudolf Fahrner, Portraitaufnahme aus den fünfziger Jahren



Rudof Fahrner

Noch während der Karlsruher Professur wurde Fahrner aufgefordert, einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Kairo aufzubauen, was ihm erlaubte, neu in die östliche Welt einzutauchen und manche in der Türkei aufgenommene Fäden weiterzuspinnen. Zu den Seldschuken fügten sich nun die Ayyubiden und Mamluken-Herrscher, deren Bauten und deren ritterlicher Wettkampf mit den Kreuzfahrern. Das Schicksal der Sultanin Shagarat ad-Durr („Perlenbaum") erregte ihn ebenso wie jenes der großen Alianor von Aquitanien, Förderin des Minnesanges und Inspiratorin von Ritterepen. So keimte allmählich die Idee zu einem Werk über das „West-Östliche Rittertum", in dem diese neuen Entdeckungen mit früheren Arbeiten zusammenfinden sollten.

Friedrich Wagner: *Die Wissenschaft und die gefährdete Welt*, München 1964.

Diese Arbeit am postum erschienen West-Östlichen Rittertum, die um das geheime Grundmotiv „Dichtung und Geschichte" kreiste, beschäftigte Fahrner während der Jahre nach seiner Emeritierung, die er teils in Überlingen, teils in einem Refugium in der Pfalz (gegenüber von der Burg Trifels wo Richard Löwenherz gefangen saß) verbrachte. Der Abschluß dieses Werks fiel ihm schwer, nicht nur wegen der Fülle der angeschnittenen historischen und literarischen Themen, sondern auch deshalb, weil sich manche der geschichtlichen Figuren (Lancelot, Alianor, Shagarat ad-Durr, Kaihosrau, Mahmud von Ghazna) nun zu Gestalten verdichteten, die *dichterisch* bewältigt werden wollten. So entwuchs der Beschäftigung mit dem west-östlichen Rittertum eine ganze Reihe von Dramoletten und Dialogen eigener Art, die im dichterischen Werk Rudolf Fahrners – Gedichte hatte er seit seiner Studienzeit geschrieben – einen besonderen Platz einnehmen. Sie wurden alle als Privatdrucke veröffentlicht, oft mit Unterstützung aus Fahrners Freundeskreis.

Seine letzten Jahre verbrachte Fahrner großenteils als „Fahrender", regelmäßig die Wohnsitze älterer und jüngerer Freunde besuchend, und viele seiner späteren Dichtungen sind auf solchen Reisen entstanden. Daneben liebte er die Sommeraufenthalte an stillen, geheim gehaltenen Orten in Griechenland und unternahm manche Entdeckungsreisen nach Aquitanien, in die Bretagne und nach Irland.

Überblickt man Fahrners Schriften und Vorträge in ihrer Gesamtheit (das dichterische Werk sei hier ausgeklammert) treten drei Hauptthemen und Anliegen hervor, die ihn – in verschiedener Weise – lebenslang beschäftigt haben:

Das erste ließe sich etwa mit der Suche nach den „primären" Antrieben und Wirklichkeiten umschreiben. Lange bevor Georg Steiner in seinem Werk *Von realer Gegenwart* wieder die grundlegende qualitative Differenz zwischen authentischen Dichtungen oder Kunstwerken und der bloß „sekundären" Reflexion darüber neu ins Bewußtsein gerückt (und damit auch auf die Schwächen einer fast vollständig von parasitären Schein-Welten überwucherten Moderne gewiesen) hat, sind solche Gedanken erstmals in den *Jahrbüchern für die Geistige Bewegung* (1910–1912) aus dem Umkreis von Stefan George geäußert worden. Fahrner hat die Suche nach dem Ursprünglichen von früh auf in sehr bestimmter Weise verfolgt und sie zur Triebfeder seiner literarischen und dichterischen Interpretationen gemacht. Besonders lag ihm daran, die kosmisch begründete, schöpferische Macht des Wortes zu bezeugen, wie er ihr bei Meister Eckehart, bei Luther und vor allem in den großen dichterischen Erneuerungen der Sprache bei Hamann-Herder-Goethe, bei Hölderlin und bei George-Hofmannsthal begegnet war.

Georg Steiner: *Von realer Gegenwart* (mit einem Nachwort von Botho Strauss), München 1990.

Ein zweites Anliegen Fahrners, dem eben beschriebenen verwandt, war die Verteidigung des gewachsenen, organischen Aufbaus, also der durch gegebene äußere Randbedingungen entstandenen natürlichen Vielfalt, gegen die Starre des ideologischen oder wissenschaftlichen Dogmatismus oder des überhandnehmenden mechanistischen und ökonomischen Denkens. Hier baute er auf Georges Wort: „Das Denken zieht seine Kraft daraus, daß es Halt macht." So vertrat er immer die Ansicht, daß ein Denken, das seine eigene Begrenzungen ignoriert, in sich selbst zerfallen muß und keine lebensfördernden Gebilde mehr erzeugen kann. Er fand die gestalthaft-überrationale Auffassung der Wirklichkeit auch in Goethes Schriften zur Morphologie verkörpert und nutzte diese wiederum zur Interpretation des dichterischen Lebensgefüges von *Wilhelm Meister*. Hier wies er an vielen Beispielen Goethes Eintreten für einen organischen, lebendigen Aufbau in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen nach und erkannte darin ein Gegenbild zu den abstrakten, sterilen Einteilungen und Regeln, die unser modernes Leben immer stärker zu bestimmen drohen.

Ein drittes, von Jugend auf in ihm lebendiges Anliegen war das Ethos des Ritterlichen mit allen seinen Ritualen, das er als Heranwachsender in der untergehenden österreichischen Monarchie noch selbst erlebt hatte, das er in vielen vergangenen Formen neu heraufzubeschwören, und im Umgang mit den ihm nahen Menschen als Ideal lebendig zu verkörpern wußte. Wichtig war ihm die Treue des Individuums gegenüber dem eigenen Hochbild und den dadurch auferlegten Verpflichtungen. Besonders faszinierte ihn dabei das Element des *Agon* – nämlich daß es im ritterlichen Wettkampf möglich war, die Gegnerschaft dadurch zu überwinden, daß man sich um die bestmögliche Erfüllung eines verbindlichen Ideals bemühte. Die damit vorausgesetzte Achtung des Gegners ist freilich eine Haltung, die in einem Zeitalter der platten Ideologien und der mechanisierten, flächendeckenden Kriegsführung kaum mehr gefragt ist.

Was Fahrner zu sagen hatte – und darüber machte er sich keine Illusionen – war nicht eben „aktuell" und sperrte sich gegen vorherrschende modische Anschauungen und Klassifizierungen. Gerade dieses Unzeitgemäße ist es aber auch, was es verlohnen würde, heute sein Werk neu zu entdecken.

Bibliographie:

Rudolf Fahrner: *Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller*, Marburg an der Lahn, 1925.

Rudolf Fahrner: *Wortsinn und Wortschöpfung bei Meister Eckehart*, Marburg an der Lahn, 1929.

Rudolf Fahrner: *Arndt – Geistiges und politisches Verhalten*, Stuttgart 1937.

Rudolf Fahrner: *Gneisenau*, München, 1942.

Rudolf Fahrner: *Dichterische Visionen menschlicher Urbilder in Hofmannsthals Werk*, Ankara, 1956.

Rudolf Fahrner: *Auflösung des Dogmatismus – Goethes Lebenssage in Wilhelm Meister als Wegweisung zu einer neuen Menschlichkeit*, Ankara 1974.

Rudolf Fahrner: *West-Östliches Rittertum*, Graz 1994.

Rudolf Fahrner: *Erinnerungen 1903–1945*, Aus dem Nachlass herausgegeben von Stefano Bianca, Privatdruck, Genf 1998.

Autoren dieses Heftes

Stefano Bianca, Direktor des *Historic Cities Support Programme* im *Aga Khan Trust for Culture* (Genf). Nachlaßverwalter Rudolf Fahrners, Herausgeber seiner Schriften.
Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:
Hofhaus und Paradiesgarten. Architektur und Lebensformen in der islamischen Welt, München 2001

Arne Hoffmann, 1969, Studium der Medien- und Literaturwissenschaften, arbeitet als freier Journalist und Autor.
Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:
Das Lexikon der Tabubrüche, Berlin 2002
Sind Frauen bessere Menschen? Plädoyer für einen selbstbewußten Mann, Berlin 2001

Hans-Hermann Hoppe, 1949, lehrt Wirtschaftswissenschaften an der Universität von Nevada in Las Vegas
Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:
Demokratie. Der Gott, der keiner ist, Waltrop 2003
The Myth of National Defense: Essay on the Theory and History of Security Production, Alabama 2003

Götz Kubitschek, 1970, Studium der Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2001 Selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:
Raki am Igman. Texte und Reportagen aus dem Bosnien-Einsatz der Bundeswehr, Dresden 2001

Dr. Reinhard Pitsch, 1954, Studium der Philosophie, Geschichte und Romanistik, promoviert als Philosoph; Privatgelehrter und freier Publizist.
Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:
Wolfgang Harich zum Gedächtnis. Eine Gedenkschrift in zwei Bänden, München 1999/2000 (gemeinsam herausgegeben mit Stefan Dornuf)

Martin Hoschützky, 1962, Studium der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Politikwissenschaft und des öffentlichen Rechts. Freiberuflicher Dozent für politische Bildung. Bis 2001 Mitarbeiter der Zeitschrift *Gegengift*

Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker.
Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:
Mythen und Symbole, Dresden 2002
Die preußische Dimension. Ein Essay, München 2001
Nation?, Dresden 2001
Arnold Gehlen. Vordenker eines neuen Realismus, Dresden 2000
Alles was recht(s) ist. Ideen, Köpfe und Perspekiven der politschen Rechten, Graz 2000

Zu Hölderlins Kosmos- und Geschichtsdeutung

Vortrag von Rudolf Fahrner (1970) – Gekürzte Fassung, aus dem Nachlaß herausgegeben von Stefano Bianca.

Kosmosdeutung und Geschichtsdeutung waren von alters ein Bestandteil des Alltagslebens des Menschen. Sie sind immer wieder neu und unter verschiedenen Gesichtspunkten unternommen worden von Religionsstiftern und Priestern, von Gründern und Lenkern menschlicher Gemeinwesen, von bestallten und unbestallten Denkern und Weisen, von Künstlern jeder Art, die auf Kunstgebilde zustrebten. Beide Deutungen gehören seit jeher – schon allein wegen der Sprachkräfte, die dabei beteiligt sind – zum ursprünglichen Amt der Dichter, sowohl in den Formen ausdrücklicher Darstellungen wie in den Formen sprachimmanenter Auslegungen.

Dichterische Kosmos- und Geschichtsdeutungen sind nicht von einer isoliert arbeitenden und durch Selbstüberschätzung gefährdeten Ratio unternommen, sondern von einem im Gesamt der Menschenkräfte eingebundenen, mit allen anderen menschlichen Kräften – vor allem mit der visionären Kraft – zusammenarbeitenden Intellekt. Für ihre Geltung und in ihre Wirkung sind sie nicht auf Benutzer oder Anhänger angewiesen, weil sie, wie es nur bei künstlerischen Schöpfungen möglich ist, in sich selbst beruhen.

In unseren europäischen Regionen treten uns die dichterischen Kosmos- und Geschichtsdeutungen von Homer an immer wieder vor Augen – ob wir dem „Fürsten und Ahn der Dichter" (wie Homer von Dante genannt wird) nun solche anreihen, die zu großer Auswirkung gekommen sind, wie etwa Pindar, Aischylos, Sophokles, Dante, Shakespeare, Goethe und Hölderlin, oder ob wir an stillere, verborgenere, in ihrem Wirken begrenztere Vertreter dieses Standes denken. Den Dichter Hölderlin zeichnet dabei besonders aus, daß er sich ganz ausdrücklich und mit unbegrenzter Hingabe dieser dichterischen Aufgabe der Kosmos- und Geschichtsdeutung gewidmet hat, und das nach Jahrhunderten, die es nicht mehr gewohnt waren, die Inangriffnahme und Lösung solcher Aufgaben vom Dichter zu erwarten.

Hölderlin hat erst um das Jahr 1800 jene neuen, mit keiner deutschen Dichtung vor ihm vergleichbaren Gesänge zu dichten begonnen, die wir die späten Hymnen nennen. Die erste dieser Hymnen hat vom Dichter

keine Überschrift bekommen. Sie beginnt mit den Worten „Wie wenn am Feiertage ...", und diese Worte leiten – nicht ohne Bedeutung – Hölderlins Kosmos- und Geschichtsdeutung ein. Die Hymne beginnt mit der Anführung eines Vergleiches, der sich über die ganze erste Strophe ausspannt. Gegenstand des Vergleiches ist der Morgen eines Feiertages nach einer langen Gewitternacht, an dem ein Landmann hinausgeht, seine Felder zu beschauen. Man hört noch von ferne die Donner rollen, die Regenfluten sind aber schon verrauscht, der Strom ist wieder zurückgetreten in seine Ufer, das Grün des Bodens glänzt im Morgenlicht, die Weinstöcke traufen von der Himmelsfeuchte, während die glänzenden Bäume des Haines im Licht der stillen Morgensonne stehen.

Beides also, dieser Morgen und dieses Stehen der glänzenden Hainbäume im stillen Licht soll verglichen werden mit dem Stehen der Dichter unter „günstiger Witterung". Die ganze erste Strophe gibt die Exposition des Vergleiches, die erste Zeile der zweiten Strophe zieht den Vergleich. Aber das Verglichene wird in dieser ersten Zeile nur im Pronomen genannt.

> „So stehn *sie* unter günstiger Witterung"

Und erst die siebente Zeile der zweiten Strophe bringt das Nomen zu diesem Pronomen, und erst in einem zweiten Satz und im Genitiv, gleichsam still und bescheiden hinzutretend: Sie, nämlich die Dichter. So lange werden wir in Spannung gehalten, wen dieses verglichene „sie", das am Anfang der zweiten Zeile noch einmal aufrufend wiederholt wird, eigentlich meine. Und sechs Zeilen lang wird indessen Grosses, Bedeutendes ausgesagt über diese „sie", über ihre Erziehung durch die mächtig-schöne, allumfassende Natur und über ihr inniges, verwandtschaftliches, mitklingendes Verhältnis zu dieser Erziehermacht.

Durch diese Anordnung der Aussagen fällt das zweite große sinntragende Wort „Natur" schon vor dem ersten sinntragenden Wort „die Dichter", der Hörer wird in die entscheidende Spannung zwischen der „Natur" und den „Dichter" einbezogen.

Die zweite Hälfte der Strophe behandelt den Gleichklang zwischen Natur und Dichtern zunächst noch allgemein, wie die erste Hälfte der Strophe das Erziehungsverhältnis zwischen Natur und Dichtern beleuchtet. Zugleich schildert sie die eben noch waltende Lage, in der Natur und Dichter im gleichen „Schlafe", aber auch im gleichen „Ahnen" verbunden sind.

> So stehen sie unter günstiger Witterung,
> Sie die kein Meister allein, die wunderbar
> Allgegenwärtig erzieht in leichtem Umfangen
> Die mächtige, die göttlichschöne Natur.
> Drum wenn zu schlafen sie scheint zu Zeiten des Jahrs
> Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern,
> So trauert der Dichter Angesicht auch,
> Sie scheinen allein zu sein, doch ahnen sie immer.
> Denn ahnend ruhet sie selbst auch.

Die dritte Strophe stellt dieser bis eben waltenden Lage ein neues Ereignis entgegen. Die Verkündung dieses neuen Ereignisses wird in Aussicht gestellt als die Aufgabe des Gesangs. Dieses Ereignis ist nicht überraschend, nicht nur von außen gekommen; der Dichter hat es erwartet, er hat es „kommen sehen" und will es besingen. Dabei fällt das dritte große sinntragende Wort, denn das, was sich ereignet und was er besingen will, nennt er „das Heilige".

Das Ereignis selbst wird als ein Erwachen der Natur, und zwar als ein Erwachen „mit Waffenklang", beschrieben und als ein Sich-wieder-neu-Fühlen der allerschaffenden Begeisterung.

> Jetzt aber tagt's! Ich harrt' und sah es kommen,
> Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort.
> Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten
> Und über die Götter des Abends und Orients ist,
> Die Natur ist jetzt mit Waffenklang erwacht,

> Und hoch vom Äther bis zum Abgrund nieder
> Nach festem Gesetze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt
> Fühlt neu die Begeisterung sich,
> Die Allerschaffende wieder.

Der dritte Ansatz der Aussagen proklamiert also eine neue Situation, eine eben „jetzt" eintretende und zugleich noch bevorstehende Lage in diesem Verhältnis Dichter-Natur.

Das Neue in diesem „Jetzt" wird dahin gezeichnet, daß „die Natur" erwacht ist, und zwar mit Waffenklang, das heißt zum Angriff und Eingriff bereit! Also ist diese Natur offenbar eine Macht, der man Aktionen nachsagen kann, und nicht etwa nur latentes, allem Seienden still innewohnendes Weltwesen. Und diese Macht wird als die älteste und ranghöchste bezeichnet, „die über die Götter des Abends und Orients" ist, so daß alle Gottfindungen der Menschen ihr gegenüber als Sekundärschöpfung erscheinen, von denen diese oberste Macht nicht abhängig ist.

In das gespannt lauschende Ohr des Hörers fällt dann die erste beschreibende Bezeichnung dieser Macht, die durch eine Angabe ihres Wirkens vorgenommen wird. Die Auswirkung wird darin gesehen, daß bei dem Erwachen der Naturmacht die „allerschaffende Begeisterung", die offenbar in der Ruhezeit der Natur nicht oder nicht so wirken konnte, nun wieder Aktionskraft und –freiheit hat.

Die allerschaffende Begeisterung – was ist das? Wieder wird die Bezeichnung durch Beschreibungen vorgenommen, und zwar in drei ansteigenden Schrittstufen. Erstens: Diese allerschaffende Begeisterung reicht hoch vom Äther bis zum Abgrund nieder, das heißt, ihr Wirkungsraum ist nach irdischen Aspekten allumfassend, sie ist alldurchdringend. Zweitens: Sie wirkt nach „festem Gesetze", sie ist also nicht bloß als wildes großes Leben, sondern zugleich als ordnende Gewalt gedacht und also im altgriechischen Sinne „kosmisch", weil sie das Seiende zum „Schmuckstück" ordnet. Drittens: Diese allerschaffende Begeisterung ist jetzt wie einst „aus heiligem Chaos gezeugt", das heißt, ihr Gegensatz ist zugleich ihr Mutterschoss, wobei im Chaotischen (in den ungeordneten Daseinsschichten) eine Unterscheidung eingeführt wird. Es gibt ein „heiliges" Chaos, offenbar im Unterschied zu einem unheiligen, und das Unterscheidende wird offenbar darin gesehen, daß gerade dieses heilige Chaos fruchtbar ist, daß es der Ordnungsgewalt des kosmischen Geistes nicht nur entgegensteht, sondern sie zugleich aus sich hervorbringt, sie also schon in einer Art geweihter Trächtigkeit in sich enthält.

Die vierte Strophe setzt die Beschreibung des neuen Ereignisses insofern fort, als nun seine Wirkungen in den Seelen der Dichter bezeichnet werden und das Offenbarwerden der bislang verborgenen waltenden „Kräfte der Götter" als ein weiteres Merkmal des neu Geschehenen hinzugefügt wird.

> Und wie im Aug ein Feuer dem Manne glänzt,
> Wenn Hohes er entwarf, so ist
> Von neuem an den Zeichen, den Taten der Welt jetzt
> Ein Feuer angezündet in den Seelen der Dichter.
> Und was zuvor geschah, doch kaum gefühlt,
> Ist offenbar erst jetzt,
> Und die uns lächelnd den Acker gebauet
> In Knechtsgestalt, sie sind erkannt,
> Die Allebendigen, die Kräfte der Götter.

Die „Kräfte der Götter" – das ist eben die Bezeichnung für die geistigen Aktivitäten im All, insofern sie ins Irdische hineinwirken, im Irdischen tätig werden. Der Name „Götter" bleibt den von den Menschen gefundenen Gotteserscheinungen vorbehalten.

Die fünfte Strophe knüpft an diese Aussage vom Offenbarwerden der Kräfte der Götter an. Sie fragt, wo sie zu finden, zu erfahren seien und antwortet, sowohl für das augenblicklich geschilderte Ereignis wie mit allgemeiner Geltung: „im Liede". Das gemeinte Lied, die gemeinte Art des Gesanges aber und die Bedingungen seines Zustandekommens und seines Hervorgehens werden eingehend beschrieben. Zuletzt werden all angesprochenen Zusammenhänge unter eine allgemeine Anschauung gesetzt:

Die Gedanken des gemeinsamen Geistes, also die geistigen Aktivitäten, die vom Kosmischen ausgehen, „enden" in der Dichterseele, reichen also in sie hinein und gehen dort auf.

> Erfrägst du sie? im Liede wehet ihr Geist
> Wenn es der Sonne des Tags und warmer Erd
> Entwächst, und Wettern, die in der Luft, und andern
> Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit
> Und deutungsvoller und vernehmlicher uns
> Hinwandeln zwischen Himmel und Erd und unter den Völkern.
> Des gemeinsamen Geistes Gedanken sind
> Still endend in der Seele des Dichters,

Das „stille" Enden dieser vom kosmischen Geist ausgehenden Aktivität in der Dichterseele ist aber offenbar nicht so gemeint, daß es als dort entschwindend und wenig bewegend bezeichnet werden soll. Vielmehr müssen wir das Adverbium „still" in dem Sinne fassen, daß es das geheimnisvoll verborgen verwandelnde der Wirksamkeit dieser Aktivitäten bezeichnen soll; denn nicht sanft oder gering, nein, gewaltig (ob auch vielleicht leise) wirken sie.

Diese gewaltige Wirkung in den Dichtern schildert die sechste Strophe. Sie besteht, erstens, in einer schnell aufkommenden Bewegung der Seele; zweitens, im Erwachen alles in ihr Ruhenden, von ihr seit Urzeiten Erinnertem; und, drittens, im Glücken des Gesangs als einer Frucht zeugender Begegnung zwischen Allgeist und Dichterseele. Der Vorgang wird mit der Geburt des Bacchus, also des Gottes Dionysos, aus der vom Blitz des Zeus getroffenen Semele verglichen.

Erinnern wir uns dieses Mythos: Semele (Tochter des Königs Kadmos von Theben) lässt Zeus als Preis für ihre Hingabe den götterbindenden großen Eid schwören, daß er ihren Wunsch erfüllen werde. Zeus sagt es zu, aber er beschwört Semele, niemals zu verlangen, daß er ihr in seiner Gottesgestalt erscheine. Als Semele dies dennoch fordert, schlägt der Blitz in sie ein, und die Sterbende gebiert den Bacchus.

Also: in solcher Weise „enden" die Gedanken des kosmischen Geistes in der Seele des Dichters,

> Daß schnellbetroffen sie Unendlichem
> Bekannt seit langer Zeit, von Erinnerung
> Erbebt, und ihr, von heiligem Strahl entzündet,
> Die Frucht in Liebe geboren, der Götter und Menschen Werk
> Der Gesang, damit beiden zeuge, glückt.
> So fiel, wie Dichter sagen, da sie sichtbar
> Den Gott zu sehen begehrte, sein Blitz auf Semeles Haus
> Und die göttlichgetroffene gebar
> Die Frucht des Gewitters, den heiligen Bacchus.

Die siebente Strophe deutet zunächst die Auswirkung der im Semele-Geschehen vollzogenen Vermählung des Kosmischen mit dem Menschlichen. Die ersten zwei Verse lauten

> Und daher trinken himmlisches Feuer jetzt
> Die Erdensöhne ohne Gefahr.

Durch das brennende Begehren nach der Schau des Göttlichen geht zwar Semele zugrunde, aber ihr Untergang erscheint wie ein Selbstopfer zugunsten der Menschen, die von nun ab, durch das Wirken des aus Semele geborenen Halbgottes, himmlisches Feuer „ohne Gefahr" trinken. Denn der Sohn des Zeus und der Semele ist kein anderer als der Weingott, der die heilige Rebe bringt und den Menschen die Kelter lehrt – das Bereiten des Weines, in dem Himmelsfeuer (Sonnenlicht und Sonnenkraft) mit irdischen Stoffen so vermählt ist, daß das Himmlische sich in diesem Mittler von den Irdischen ungefährdet genießen lässt. Durch den Mittler kann die Kommunion, die leibhafte Vereinigung von Kosmischen und Menschlichen, von den Sterblichen ungefährdet vollzogen werden und führt nicht mehr zur Zerstörung des Irdischen, wie sie Semele bei der unvermittelten Vereinigung mit dem Gotte geschah.

In den folgenden Versen aber deutet diese Strophe – mit einem „doch" einleitend – das Mittleramt der Dichter zwischen Kosmischem und Menschlichem ganz neu und eigen, gleichlaufend mit Semeles Mittlertat und zugleich davon unterschieden:

> Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
> Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
> Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigner Hand
> Zu fassen und dem Volk ins Lied
> Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen.

Wieder erscheint in dieser Deutung das Kosmische von einem Gott der Gewitter repräsentiert. Aber er erscheint als Vater, sein Blitz als väterlicher Strahl, der die „himmlische Gabe" bringt. Die Hingabe der Dichter an diesen Gott und seine Gabe ist gleichsam noch eine Stufe frömmer als die Begier der Semele den Gott zu schauen. Vielmehr, sie soll so sein, denn diese ganze Deutung wird als Anruf, als Aufforderung an die Dichter gegeben: „Mit entblößtem Haupte", also ehrfürchtig unbedeckt, bar von Süchten der Ichbewahrung und der Icherhöhung, sollen sie unter Gottes Gewittern stehen, des Vaters Strahl mit ihrer Hand fassen und dem Volk – den Menschen, den Erdensöhnen – ins Lied gehüllt die himmlische Gabe reichen. Das heißt, sie sollen den kosmischen Geist, wenn er auf sie niederkommt, mit ihrem Geist und Leib ergreifen und sollen in den Rhythmen und Klängen ihrer Gesänge den Menschen, in ihrer Sprache, dieses Himmelsfeuer zu trinken geben. Diese Vermittlung bannt die Gefahr der Zerstörung – wie Dionysos Himmelslicht und Himmelskraft gibt im Wein.

Was die Dichter aber fähig macht zu diesem Mittleramt, das nicht nur die das Kosmische empfangenden Sterblichen vor Zerstörung bewahrt, sondern auch den Mittler, der den kosmischen Geiststrahl unvermittelt mit seiner Hand ergreift, unzerstört lässt (so daß er sein Amt von Neuem und mindestens für eine Weile ausüben kann), das ist, so führen die folgenden Verse aus, ein „reines Herz", und das sind „schuldlose Hände". In dieser sich bescheidenden Haltung unterscheiden sich die Dichter-Mittler von Semele, die sich über die Grenzen des Sterblings erheben wollte. Nach Pindar ist es ihr gelungen: er lässt sie nach ihrem irdischen Tod (der Zahlung für ihre nicht moralische aber kosmische Schuld gegen kosmische Ordnungen) im Olymp leben, geliebt von ihrem göttlichen Gatten und geehrt von ihrem lichtglänzenden, blitzgeborenen Sohn.

Mit ganzer Spannung richtet sich nun der Sinn des Aufnehmenden auf die Frage, die die letzten Verse der siebenten Strophe – die letzten des Gedichts – beantworten: Wieso vermögen die Dichter den kosmischen Strahl, und zwar „ihn selbst", zu empfangen, mit Händen zu greifen, ohne ihr irdisches Dasein zu zerstören?

> Denn sind nur reinen Herzens
> Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände,
> Des Vaters Strahl, der reine, versengt es nicht
> Und tieferschüttert, eines Gottes Leiden
> Mitleidend, bleibt das ewige Herz doch fest.

Die Dichter können den kosmischen Strahl, selbst unzerstört, empfangen unter der Voraussetzung einer bestimmten Haltung dem kosmischen Geist gegenüber und unter der Bedingung jener „Reinheit", deren Bedeutung wir aus der Einleitung des ganzen Gesanges erraten können. Sind beide Bedingungen erfüllt, so versengt der kosmische Strahl das Herz des Dichters nicht. Das Bild wird ergänzt: der Strahl dringt ins Herz, wird nicht nur mit der Hand gefasst, das heißt, nicht etwa ungerührt, unerschüttert und darum vor Zerstörung gefeit, sondern in tiefster Erschütterung bleibt das Herz des Dichters fest. Dieses Herz wird „ewig" genannt, was auf seine Ausser-Zeitlichkeit, seine Teilhabe an den kosmischen Kräften deutet. Die Art der Erschütterung des Dichterherzens durch den Einbruch des kosmischen Blitzes aber wird durch eine überraschende Wendung bezeichnet:

> „eines Gottes Leiden / Mitleidend"

Was heißt das? Leidet das Herz beim Empfangen des göttlichen Strahls? Leidet der Gott? Leidet er bei seinem Eingang ins Irdische, wie es so viele Mythen deuten und wie es in Christi Schicksal den letzten zwei Jahrtausenden vor Augen steht? Oder leidet dieses Herz die Gottesleiden mit, weil es überhaupt nichts anderes als das dem kosmischen Geist verschwisterte, dessen eigenes Fühlen ist? So sagt die *Rheinhymne* etwa, wenn die sich selbst genügenden himmlischen Mächte überhaupt eines Dinges bedürfen, so seien es Heroen und Menschen und Sterbliche, da in der Götter Namen ein Anderer teilnehmend fühlen müsse, weil „die Seligsten nichts fühlen von selbst".

Das führt zu den großen Fragen der Kosmosdeutung und der Geschichtsdeutung in unserem Gedicht – Fragen nach den eigentlichen Zusammenhängen des Menschlichen und des Kosmischen, die auch Fragen nach der Zeitlichkeit und der Außerzeitlichkeit oder Überzeitlichkeit im kosmischen und im irdischen Geschehen sind. Dazu aber müssen wir die wichtigsten Stellen noch einmal bedenken.

Wenn die Natur in unseren Versen als „älter denn die Zeiten" bezeichnet ist, so will das unter zeitlichem Bilde darauf hinweisen, daß die gemeinte „Natur" außer- und überzeitlichen Wesens ist, so mächtig sie auch ins Zeitliche hereinreicht, und so vielfach sie auch unserem bewusstem Geist unter zeitlichen Erscheinungsvorgängen wahrnehmbar ist. Im Ausdruck die „Zeiten" aber (so wie er in dieser Wendung „älter denn die Zeiten" gebraucht ist) erscheint das Phänomen der Zeit noch in anderer Weise begriffen, als wenn wir sonst von der Zeit sprechen. Indem man die „Zeiten" aneinanderreiht und die Natur ihrem Wesen nach noch über sie hinausrückt, obwohl sie in ihnen erscheint, begreift man die Zeit als elementare Daseinsmacht, die sich gleichsam bei der Erscheinung des Daseins einmengt, an seinem Zustandekommen mitwirkt, begreift sie als kosmische Macht. Die Ausdrücke „der Zeitengott" und „der Zeitengeist" finden sich des öfteren bei Hölderlin, nicht um die vage Vorstellung von gemeinsamen Zügen epochaler Erscheinungen (sogenannter „Zeitgeist"), sondern um dieses am irdischen Dasein mitwirkende kosmische Wesen zu bezeichnen. Dabei zeigt sich, daß das Mitwirken dieses Wesens jeweils die Geschichtlichkeit im irdischen und im kosmischen Dasein begründet.

Weitere wichtige Mitteilungen, die unser Gedicht über die Natur macht, sind die rangbezeichnende Aussage „über die Götter des Abends und Orients", die wir schon näher betrachtet haben, die wesensbezeichnende Aussage, daß sie „am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern" waltet und somit als den ganzen Kosmos und alle seine physischen und geistigen Erscheinungen durchdringt, und endlich die Aussage von ihrem Erwachen „mit Waffenklang". Waffen gegen wen? Gegen alles, was ihrem Erwachen widerstrebt? Oder hat sie Streiter? Wer sind diese? Etwa ihre Zöglinge, die Dichter? Ist dieser Waffenklang drohend gemeint: gegen Widerspenstige? Oder ist er vor allem sieghaft gemeint: die klingenden Waffen als Siegel einer unhemmbaren Bewegung?

Gleich in Hölderlins nächster Hymne, dem *Der Mutter Erde* geweihten Dreigesang der Brüder Ottmar, Hom und Tello tritt uns in Homs Gesang das Bild des Waffensaales entgegen, in dem die Männer in müßiger Zeit mit gebundenen Händen wandeln, die Rüstungen betrachten und sich vom großen Bogenspannen der Väter erzählen, und zwar als Bild für die in Tagen der Not – wenn sich die Waffen des Worts nicht zu gemeinsamem Kampfe gebrauchen lassen – noch einsam singenden Dichter. „Mit Waffenklang erwacht" soll also vielleicht heißen: mit ins Ziel treffenden Dichterworten, nicht suchend fragenden, sondern so zielgewissen wie ehemals, als (wie Hom von den Dichterahnen singt)

> „Die Väter sonst den Bogen gespannet
> Fernhin des Zieles gewiss."

Und fährt nicht unsere dritte Strophe einige Verse später damit fort, daß nun ein Feuer angezündet sei in den Seelen der Dichter? Dann jene Aussagen über die Folgen des bezeichneten kosmischen Tagens in der Menschenwelt. Da werden vor allem die Dichter als Zeugen dieses Naturerwachens hervorgehoben. Ihre Schöpfungskraft ist in besonderer Weise erweckt, die allerschaffende Begeisterung setzt sich gleichsam in ihnen fort. Von einem neuen Zeichen, von „den Taten der Welt", ist dieses Feuer

in den Dichterseelen entzündet. Mir scheint es schwierig zu denken, daß mit den „Taten der Welt“ etwas Neues, bisher noch nicht Berührtes eingeführt werden soll, wie es andere Deuter dieser Stelle vermuten. Sie wollen die „Neuen Zeichen“ in den Zeichen der Zeit bei der Entstehung des Gedichtes (ums Jahr 1800) und die „Taten der Welt“ in damaligen Zeittaten (etwa denen Napoleons und seiner Gegner) sehen. Aber es gibt sonst keinen Anhalt bei Hölderlin, daß er jene Zeittaten und Zeitzeichen, so sehr sie ihn beschäftigten, als entscheidende Ursprünge für das dichterische Erwachen gewertet hätte. Und weist nicht der Ausdruck „Taten der Welt“ in strengem Verstande auf kosmische Aktivitäten, auf Taten, die im Kosmos geschehen, also eben von jenem Naturerwachen „mit Waffenklang“, ausgehen?

Schließlich heißt es, „wie einst“ ist die allerschaffende Begeisterung gezeugt, und sie „fühlt sich wieder“. Es hat sie schon gegeben – vielleicht im kosmisch-irdischen Tag, vor Einbruch der kosmischen Nacht (wenn wir Vorstellungen aus der Elegie „Brot und Wein“ zu Hilfe nehmen wollen). Als letzte Zeichen des kosmischen Tagens aber werden das Offenbarwerden des vordem Geschehenen (bis jetzt kaum gefühlten) und das Bekanntwerden der bisher verborgenen, gleichsam verkleidet waltenden kosmischen Kräfte angegeben.

Es hat immer als Gesetz gegolten, daß sich neue Schöpfungen unter anderem auch dadurch als Schöpfungen erweisen, daß sie früher Geschehenes, früher Getanes, früher Gesagtes, früher Geschaffenes mitbeleben, neu wirksam und fühlbar machen, gleichsam auferstehen lassen. Ganz eigentümlich aber und, wie ich glaube, von neuer und großer Bedeutung sind die Aussagen über das „Erkannt-Werden“ der bisher verborgen waltenden Götterkräfte. Was erkannt wird, lässt sich „nennen“. Nennen aber in hohem Sinne ist Feier und Ballung, die das Genannte, vorher zwar auch Bestehende, aber auch *nur* Vorhandene, Unfassbare, ergreift und zu wirklicher, eigentlicher geistiger Gegenwart bringt. Die unbekannten und ungenannten Kräfte der Götter bauen zwar auch dem Menschen den Acker, sie nähren und erhalten ihn; sie erscheinen als Dienende („in Knechtsgestalt“) auch kaum beachtet, wie durch ihr Wesen zum Dienst am menschlichen Leben Gezwungene, obwohl ihr Werk nur der Ausfluss ihrer „lächelnden“, nachsichtigen Neigung und Gnade ist. Erst bekannt und genannt sind sie eigentlich geistig wirksam – erscheinen sie und erhöhen das Dasein der sie nennenden und wissend feiernden Menschen zum kosmosverbundenen, kosmosgemäßen Leben.

Hier haben wir, glaube ich, bei unseren Einzelerklärungen einen Punkt erreicht, von dem aus wir eine Zusammenfassung dessen versuchen können, was uns in dieser ersten der späten Hymen von Hölderlins Kosmos- und Geschichtsdeutung entgegentritt:

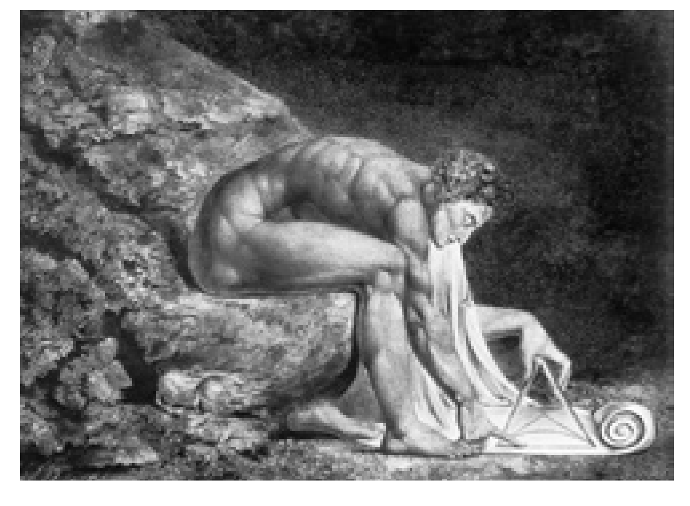
Wir finden eine umfassende aktive, eine physisch und geistig schöpferische Macht, die in großen Atemzügen, in einem gesetzlichen Tagen und Nachten den Kosmos durchwaltet und jeweils aus einem miteinbezogenen Chaos die dort in heiliger Wildnis bereitgehaltenen Stoffe und Kräfte zu neuen kosmischen Schöpfungen gewinnt. Hölderlin nennt diese alldurchdringende Macht: Natur. Wir finden „Götter“ und „Götterkräfte“ dieser Allmacht zugeordnet, finden von diesen geistigen Aktivitäten der Natur einen Geist ausgehend, der gemeinsamer Geist des Kosmos ist, der Gedanken hat, das heißt, der ausstrahlen kann und in den Dichterseelen und ihrer Erweckung eines seiner Ziele erreicht. Der vom kosmischen Geist entzündeten Dichterseele werden die kosmischen Schöpfungskräfte „bekannt“, so daß sie sie nennen, feiern und ihre geistige Gegenwart und Fassbarkeit im Irdischen herbeiführen kann.

Auch die kosmische Macht der Zeit ist der schöpferischen Natur geordnet und wirkt dahin mit, daß die schöpferische Natur in Geschehen, in geschichtlichen Vorgängen erscheint. So wirkt die den Kosmos durchdringende Macht durch den kosmischen Geist, der im Liede der Dichter weht, ins Irdisch-Zeitliche, und so wirkt der irdische Mensch, dichtend und in der Dichtung kosmische Feuer empfangend und wiedergebend, an der Verwirklichung des Kosmos, am Leben der Natur mit.

Zum Abschluss soll angedeutet werden, wie sich Hölderlins Gedanken und Visionen seiner Kosmos- und Geschichtsdeutung, die wir in der ersten seiner Späten Hymnen *Wie wenn am Feiertage...* kennenlernten, weiter ausgebaut, entfaltet und gewandelt haben. Die zweite der großen

Späthymnen Hölderlins trägt die Überschrift: *Der Mutter Erde – Gesang der Brüder Ottmar, Hom und Tello*. In Ottmars Gesang wird die kosmische Sprachgründung durch die geistige Aktivität im Kosmos behandelt und das Eingehen dieser kosmischen Sprache in die menschliche Sprache. Er ist ein Gesang vom Gesang. Zur Sprachgründung im Kosmos kommt es nach Ottmars Singen, weil die kosmische geistige Aktivität „reine" Gesetzlichkeiten begründet hat, durch die ein „reines" Verlauten ermöglicht wird, und weil sie – selbst eine sprechende Gewalt – die „reinen Laute" im Walten ihrer Gesetzlichkeit begründet hat. Für die Menschen ist die kosmische Stimme im Phänomen des Donners vernehmbar, in dem sich kosmische Gesetzlichkeiten kundtun.

In der Menschensprache entspricht der kosmischen Sprachgründung, daß auch sie ein gesetzliches Verlauten, nämlich ein Verlauten in artikulierten Gebilden ist (kein bloßes Ausdrucksgeräusch) und daß sie durch diese Gesetzlichkeit sinntragend und geisttragend werden kann. Vor allem der singende Mensch ist Aussprecher der kosmischen Sprache, Ausrufer des kosmischen Tönens. Aber ein Einzelgesang, so wichtig er stets war und ist, kann immer nur stellvertretend sein. Eigentliches Verlauten und Beantworten der gesetzlichen Sprache des Kosmos ist nur der Chorgesang, ohne den die geistige Aktivität im Kosmos unaussprechlich bliebe – „einsam", „im Dunkel", „umsonst". Dieses gemeinsame Singen eines Chors, das von Ottmar, der selbst als Einzelner in der Gegenwart singt, als Zukunftsvision heraufgerufen wird, wird von ihm mit dem Schlüsselwort „Chor des Volks" bezeichnet, wobei unterstellt wird, daß „Volk" erst dort sei, wo Menschen durch eine geheiligte geistige Lebensordnung zu einem gewachsenen und wachsenden Lebenswesen vereinigt sind – nicht nur zusammengewürfelt, zusammengelaufen oder zusammengerottet, nicht nur durch Zwecke oder Zwänge oder ausgeleerte Gewohnheit nebeneinander und voneinander abhängig existierend, sondern miteinander lebend.



Kritik des Rationalismus; „Newton", Gemälde von William Blake, 1795

In Homs Gesang werden die Dunkelzeiten behandelt, in denen die Singenden einzeln sind und sich nach dem Sinn und der Berechtigung ihres einzelnen Tuns fragen müssen. Die geistige Aktivität im All – bei Ottmar heißt sie noch „der heilige Vater" – wird nun von Hom unter Vermeidung aller Anklänge an überlieferte und verbrauchte Bezeichnungen, „der Mächtige" genannt, und dieser Mächtige erscheint nicht anders als die jetzt männlich benannte, geistig aktive Natur. Hom sieht in seiner Vision den Sinn und gleichsam auch die „Vorteile" der aus kosmischem Nachten für den Menschen entspringenden Not. Hilfreich lebt die Natur auch im Nachten weiter und schenkt reinigende Regen. Ist der kosmische Geist dann auch in keiner Gotteserscheinung zu fassen, ist er auch „namlos", so ist er doch da, und das schmerzliche Schweigenmüssen der Dichter hat eine die heiligen Sprachgefäße in Geborgenheit bewahrende Wirkung. In der Elegie *Brot und Wein* wird von dem „Schonen" gesprochen, das in Zeiten kosmischen Nachtens dem Menschen, der dessen Nähe nicht allzeit zu ertragen vermag, vom kosmischen Geiste geschenkt wird, und die Vision endet dort mit einem verheißenden Wort: „Und stark machet die Not und die Nacht".

Tello sollte (wie es nach den von Hölderlin schon gesetzten Zeilen seines Gesanges scheint) über das richtige Verhalten der Menschen in kosmischen Dunkelzeiten singen, über das Erhalten der empfangenden Bereitschaft, über das Ehren der in sich selbst zurückgetretenen Himmelskräfte, im Anschauen der großen Zeugen für schöpferische Vorgänge, die die schöne Erde immer darbietet – doch der Gesang bricht ab.

Ein erhaltener Entwurf zur Fortsetzung dieser Hymne aber lässt uns erkennen, warum und in welchem Sinne die geschilderten Gesänge der drei Brüder der Mutter Erde gewidmet sein sollten. Man könnte annehmen, daß die Fortsetzung – ein preisender, tiefdeutender Anruf der Erde – nach ihren Einzelgesängen von allen drei Brüdern gemeinsam gesun-

gen werden sollte. In diesem Anruf an die Erde gibt uns Hölderlin auch einen Hinweis darauf wie er den gegenwärtigen – seinerzeitigen – Stand der kosmischen Dinge sah. Der Polgedanke des Anrufs, um den die anderen Gedanken kreisen, ist dieser: Die Erde sei jetzt die Stellvertreterin des kosmischen Geistes, von ihm selbst dazu bestimmt, „indes er fern ist und alte Ewigkeit verborgener und verborgener wird“. Dies ist in dem Sinne gedacht, daß die Erde dem Menschen gleichsam Statthalterin des Geistes sein solle, und in dem Sinne, daß ihr die Ehre, die Ehrung des komischen Geistes durch den Menschen „vertraut“, nämlich anvertraut sei, und daß sie „in seinem Namen“ Gesänge empfangen solle.

Wir finden also in den verhängten kosmischen Nachtzeiten, bei der Entrückung des kosmischen Geistes in immer verborgenere Ewigkeiten, den Menschen in besonderer Weise an die Erde gebunden und gehalten, ihr die dem kosmischen Geist zustehende Ehrung und das ihm antwortende Singen darzubringen.

Für die Geschichtsdeutung treten bei dieser Betrachtung der Gegenwart, als noch einem kosmischen Nachten angehörend, die großen Fragen auf: Wann und wie ist diese „Gottesferne“ eingetreten? Wann und wie kann es zur Rückkehr des Göttlichen, zum Wiedereintreten des kosmischen Geistes ins Irdische, in die Menschennähe, in Gotteserscheinungen kommen? Hölderlin hat in immer neuen Ansätzen versucht, Antworten auf diese Fragen zu gewinnen. Die Antworten sind nicht einheitlich, und sie lassen – oft in Rätselworten gegeben – viele Deutungen offen. Ja, man kann annehmen – wie man es ja auch von den überlieferten Werken und Worten früherer Dichter weiß – daß sie im Gang der Zeiten sich noch in neuen Bestimmungen zeigen und einen neuen Sinn ergeben werden, der sich jetzt noch verbirgt.

Die meisten dieser Antworten kreisen um die Erscheinung Christi, die letzte weltbewegende Erscheinung eines Gottesmenschen, oder sind doch mit ihr verbunden. Wir wissen, daß Hölderlin die Sorge kennt, er habe sich zu sehr und zu ausschließlich dem griechischen Geist und seinen Erscheinungen hingegeben; daß er Pläne fasst, auch die christlich Begeisterten, die großen christlichen Gestalten und Gestaltungen zu besingen, daß sich ihm, angesichts der schmerzlich bedrohenden Gegensätze des Götterstreits, endlich die Verwandtschaft, ja die mögliche Einigkeit aller Gotteserscheinungen zeigt. So versuchte er in einer seiner Hymnen, die vielleicht nicht ohne geschichtlichen Sinn erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts in einer Handschrift aufgetaucht und mit dem Namen „Friedensfeier“ überschrieben ist, an die Tische über geebnetem Boden, wo um grüne Teppiche die Freudenwolke duftet, alle Götter mit Christus zusammen zu laden.

In der dritten der späten Hymnen aber, die die Überschrift *Am Quell der Donau* trägt, treten die Kosmosdeutung und die Geschichtsdeutung Hölderlins in besonders ausgeprägten Bildern und Visionen ineinander. Der Dichter steht im Schwarzwald am Quell der Donau und grüßt die „Mutter Asia“, den Osten, dem die Donau vom Schwarzwald herab zustrebt. Er überschaut die geschichtlichen Verläufe von Osten nach Westen als den Weg der „menschenbildenden Stimme“, die von der jugendlichen Asia her nach Westen gekommen ist, der die Stimmen der europäischen Völker geantwortet haben, und der die neue, die künftige Stimme Europas antworten soll. Er hört am Parnassosfelsen, am Sitz des einen griechischen Dichtergottes, Apollon, das Echo der Stimme aus Asia und hört ihr Echo am Kithairon, dem Gebirg über Theben, wo der zweite griechische Dichtergott, Dionysos, geboren ist. Er hört den Widerklang dieses Echos am Kapitol, der Burg der Weststadt Roma, und jählings – so sieht und hört der deutsche Dichter – kommt die Stimme Asias, vermehrt um Echo und Echo über die Alpen und „an den Alpen herab“ zu uns.

Er erkennt zugleich, daß diese geschichtlichen Verläufe nicht nur in der Zeit und in Zeitfolgen stattfinden, sondern, kosmisch gesehen, auch in der Nichtzeit, wo die Zeitbedingungen sich aufheben und der Vollzug des Geschehens seine Wurzeln und sein Wesen im kosmischen Geiste zeigt. Als Beispiel werden die Vorgänge geistiger Vermählungen, geistiger Hochzeiten zwischen Völkern gezeigt, die zugleich in den Zeiten und außerhalb der Zeit hin und zurück geschehen. Deutsche und Griechen sieht der Dichter so verbunden. Die Griechen erwecken zweitausend Jahre nach ihrem Untergang die Deutschen und werden in ihnen wieder gegenwärtig;

denn die Deutschen – mit Winkelmann beginnend, in Hamann, Herder, Goethe (und wir können sagen in Hölderlin selbst) das Werk fortsetzend – erwecken auch die Griechen neu in ihrem ursprünglichen Leben, befreien Europa vom langen Zwang der lateinischen Tradition und Konvention, und führen es vom Abgeleiteten zurück zum Primären.

Wer Hölderlin als schärfsten Tadler und Züchtiger der Deutschen kennt, wird nicht glauben, daß er solche Geschichtsdeutungen aus nationalem Dünkel heraus und für nationalen Dünkel gegeben hätte; er hat nur auf das zeitlich-außerzeitliche und überzeitliche Ereignis hingewiesen, das dann wieder eine so große Bedeutung in den zeitlichen Geschichtsabfolgen Europas gewonnen hat. Übrigens hat er in der gleichen Hymne, die Neugeburt in geistigen Völkerhochzeiten voraussehend, auch auf die Vermählung der seinerzeitigen europäischen und der entschwundenen, aber kosmisch gegenwärtigen Sänger des Mittelalters im Nahen Osten ausgedehnt, die noch bevorstünde – zehn Jahre bevor der west-östliche Divan gedichtet wurde.

Auf diese Deutung der kosmisch-geschichtlichen Zusammenhänge folgt in der Hymne *Am Quell der Donau* die große Frage: woher kommt dies alles, wodurch wird dies alles möglich? Die Alten, so meint der Dichter, haben es nicht ausgesprochen, wir Neuen müssen es „heilig genötiget“ sagen: die physisch und geistig schöpferische Macht der Natur, die „älter denn die Zeiten und über die Götter des Abends und Orients ist“, ist der Ursprung von allen diesen Ereignissen, und sie kann zugleich der Ursprung aller Erneuerungen sein, auch der der Götter. Von ihr heißt es

„und neu, wie dem Bad, entsteigt / Dir alles Göttlichgeborene.“

Ihr, der so gesehenen und erkannten Natur – so könnten wir Hölderlins Gedanken prosaisch umschreiben – verdankt der Mensch das Gewesene, aus dem heraus er leben kann und leben muss, das gegenwärtig ihm geschenkte Leben und das Künftige, das auf seine Weise am Gegenwärtigen mitwirkt und es mit ermöglicht. Zu ihr sich in das rechte Verhältnis zu setzen, muss des Menschen Bestreben sein, wenn er am kosmischen Geschehen Anteil haben und behalten will. Das Verhältnis zu ihr müssen alle im Grossen Tätigen, müssen die sinnvoll Denkenden, müssen die religiösen und die wissenschaftlichen Geister, müssen die Künstler und Dichter besinnen, erneuern und heiligen.

Wege zu einer den kosmischen Gegebenheiten entsprechende Gestaltung dieses Verhältnisses hat Hölderlin in seinen Hymnen immer von neuem gesucht und gezeigt. Und auch in Prosa hat er einmal davon gesprochen in einem berühmten Brief an seinen Halbbruder. Da bezeichnet er die Religion, die Künste, das Denken als die drei „Priesterinnen der Natur“, die der Tätigkeit der Menschen, die unmittelbar auf sie wirkt, „die edle Richtung und Kraft und Freude“ geben müssten, und dadurch mittelbar auf die Natur einwirkten. Dann heißt es weiter: „Auch Dieses wirken jene drei, besonders die Religion, daß sich der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Tätigkeit sich hingibt, den sie, als ein *mächtig Triebrad*, in ihrer unendlichen Organisation enthält, daß er sich nicht als Meister und Herr derselben dünke und sich in aller seiner Kunst und Tätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge, den er in sich trägt, den er um sich hat und der ihm Stoff und Kräfte gibt; denn die Kunst und Tätigkeit des Menschen, so viel sie schon getan hat und tun kann, kann doch Lebendiges nicht hervorbringen – kann den lebenden Urstoff, den sie umwandelt und bearbeitet, nicht selbst erschaffen. Sie kann die schaffende Kraft entwickeln, aber die Kraft selbst ist ewig und nicht der Menschenhände Werk“.

In einem Fragment aus der zweiten Fassung der Hymne *Der Einzige*, spricht Hölderlin, in der Konsequenz seines Naturerkennens, sein Verdikt gegen die immer drohende und bald, wie er voraussieht, schrankenlos ausbrechende Überhebung des Menschen – gegen die Überhebung, sich aus einem Glied der Natur zu ihrem Herrn aufwerfen zu wollen. In diesem Fragment wird vorausgesagt, daß „des Menschen Hand eigenwillig, unmäßig, grenzlos das Leben anficht, daß des Menschen Entwurf Heiliggesetztes übergeht“; und am Ende stehen die Worte:

„Ungebundenes aber / Hasset Gott“.

Demokratie – Der Gott, der keiner ist

von Hans-Hermann Hoppe

Bei dem folgenden Beitrag handelt es sich um einen Teilabdruck aus dem Vorwort des Buches Demokratie – Der Gott, der keiner ist *von Hans Hermann Hoppe, den uns der Manuscriptum-Verlag (Waltrop, 547 Seiten, gebunden, mit einem Nachwort von Lorenz Jäger, 26.80 €) freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. Der Band führte bei seinem Erscheinen in den USA zu scharfen Auseinandersetzungen. Da die konservative Intelligenz in Deutschland der gekonnten Polemik weitgehend entwöhnt ist, bieten wir hier eine Kostprobe und empfehlen das Buch unseren Lesern, nicht zuletzt, weil Hoppe ein Bündnis von Konservativen und Libertären vorschlägt, um jene „Sezession zu erzeugen", die jeder Besserung der Verhältnisse vorangehen muß. (Red.)*

Es erfüllt mich mit Genugtuung und Zuversicht, daß mein jüngstes Buch in Deutschland erscheint. Dies ist nicht ganz so selbstverständlich, wie man glauben mag; denn Deutschland ist kein freies Land. Es gibt in Deutschland nicht einmal Redefreiheit. Wer hier bestimmten regierungsamtlich verkündeten Aussagen öffentlich widerspricht, wird eingekerkert. Und wer sich „politisch unkorrekt" äußert, wird kaltgestellt und mundtot gemacht.

„Politisch korrekt" ist das, was die Herrscher und insbesondere die Sieger unter den Herrschern proklamieren. Der große Sieger des 20. Jahrhunderts, speziell im Hinblick auf Deutschland, sind die USA. Die USA haben darum die „korrekte" Interpretation vor allem der jüngeren Geschichte bestimmt. Das besiegte Deutschland wurde nicht nur besetzt, sondern auch umerzogen. Deutschlands Schulen und Universitäten, unter nahezu totaler Kontrolle des Staates stehend, und die staatlich lizensierten Massenmedien verkündeten und verkünden bis heute die offiziell-offiziöse

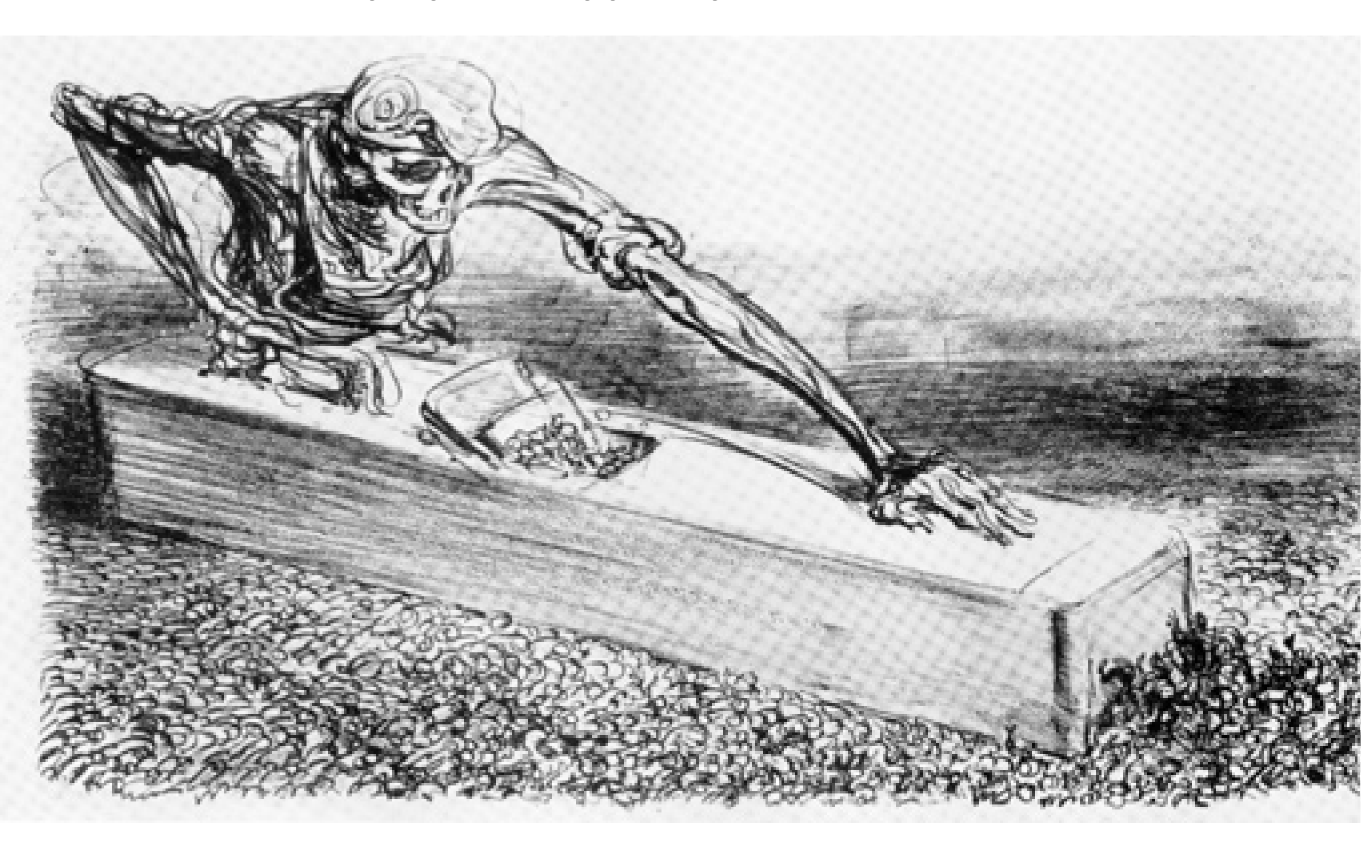
amerikanische Sicht der Geschichte und insbesondere des 20. Jahrhunderts als eines Triumphs des Guten über das Böse.

Und doch werden nach mehr als fünfzig Jahren Besatzung und Umerziehung in Deutschland wieder Themen und Sachverhalte öffentlich erörtert, die nicht oder nur schwerlich in das amerikanische Weltbild passen und darum lange tabuisiert waren (im besiegten Deutschland mehr noch als in den siegreichen USA): der blutrünstige Beginn der modernen USA mit der militärischen Eroberung, Verwüstung und anhaltenden Besetzung der sezessionistischen Südstaaten durch die Unionsregierung im zweiten amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die gezielte Verstrickung der USA in den Ersten Weltkrieg, der Sturz von Zar und Kaisern und das Versailler Friedensdiktat, das Ausmaß der Verbrechen Lenins und Stalins und ihre Rolle beim Aufstieg Mussolinis und Hitlers, die freundschaftliche Verbindung zwischen Roosevelt und Stalin und die aus ihr resultierende jahrzehntelange kommunistische Machtausübung in ganz Ost- und Mitteleuropa, die alliierte Terrorbombardierung von Zivilisten und die amerikanische Mißhandlung deutscher Kriegsgefangener, die Übergabe westlicher Kriegsgefangener zur Exekution an Stalin, die Vertreibung von Millionen Deutschen und neben dem unseligen Holocaust auch die aus ihm erwachsene Holocaust-Industrie (von andernorts und seither begangenen Taten beziehungsweise Untaten gar nicht zu reden). Auch meine hier vorliegenden Untersuchungen sind „politisch unkorrekt“. Sie passen also in eine durch eine zunehmend „revisionistische“ Aufnahmebereitschaft gekennzeichnete intellektuelle Landschaft, und man darf deshalb hoffen (jedenfalls hoffe ich dies), daß sie gerade in Deutschland auf fruchtbaren Boden fallen und eine befreiende Wirkung auszuüben vermögen.

Meine Thesen sind tatsächlich noch „unkorrekter“ und die von mir vorgeschlagenen Revisionen am orthodoxen Geschichtsbild grundlegender und weitergehend als alles bisher hierzulande dazu Gesagte. Ungeachtet meiner amerikakritischen Stellung jedoch hält meine Arbeit nur wenig speziellen Trost für Deutschland und die Deutschen bereit (ist nicht das deutsche politische System nur ein Abklatsch des amerikanischen?).

Zentraler Gegenstand der folgenden Untersuchungen ist das moderne amerikanische System eines demokratischen Verfassungsstaates. Nahezu alle US-Amerikaner sind von der Überlegenheit dieses ihres politischen Systems überzeugt. Und die amerikanischen Neokonservativen, insbesondere jene Gruppe von vormals extrem linken und nun sozial-demokratischen Intellektuellen, die erstmals unter der Reagan-Administration zu Ansehen und Einfluß gelangten und die gegenwärtig dominierenden Ein-

Egalitarismus tötet, Lithographie von A. Paul Weber, 1930.



fluß auf die Bush-Administration ausüben, gehen sogar noch weiter. Sie behaupten, daß der demokratische Verfassungsstaat, exemplifiziert durch die USA, die höchste und unübertreffliche Form sozialer Organisation darstellt. Ein dem demokratischen Verfassungsstaat grundsätzlich überlegenes System sozialer Ordnung sei undenkbar. Mit der Annahme des amerikanischen Systems sei somit, konstitutionell und ideologisch, das „Ende der Geschichte" erreicht (kein Wunder, daß die Neokonservativen stets an der vordersten Front amerikanischer Kriegshetzer stehen: die Demokratie muß, wenn erforderlich mit Waffengewalt, in unerzogene unamerikanische Regionen exportiert werden – der *Weltgeist* verlangt es so.)

Diese weithin, insbesondere auch in Deutschland, akzeptierte These wird in meinen Abhandlungen überprüft und widerlegt. Der theoretische und historische Nachweis hierfür ist in meinen folgenden Untersuchungen zu finden. An dieser Stelle kann das Ergebnis nur skizzenhaft – historisch und vor allem theoretisch stark verkürzt – angedeutet werden.

Das amerikanische Modell – kurz: die Demokratie – muß sowohl in wirtschaftlicher als auch in moralischer Hinsicht als historischer Fehlschlag beurteilt werden. Demokratie fördert Kurzsichtigkeit, Kapitalverschwendung, Unverantwortlichkeit und moralischen Relativismus. Sie führt zu dauernder zwangsweiser Einkommens- und Vermögensumverteilung und ständiger Rechtsunsicherheit. Sie ist kontraproduktiv. Sie fördert das Demagogentum und den Egalitarismus. Sie ist nach innen gegenüber der eigenen Bevölkerung und nach außen hin aggressiv und tendenziell totalitär. Insgesamt führt sie zu einem dramatischen Anstieg der Staatsmacht, erkennbar an der Größe staatlicher – parasitär durch Steuern und Enteignung eingetriebener – Einnahmen und Vermögensbestände im Verhältnis zur Größe produktiv – im Markt – erwirtschafteter Einkommen und Vermögen und dem Umfang und der Reichweite staatlicher Gesetzgebung. Sie ist ebenso zum Untergang bestimmt, wie der Sowjetkommunismus zum Untergang bestimmt war.

In weit günstigerem Licht als die Demokratie erscheint die klassische (vorrevolutionäre) Monarchie. Es gehört zum herrschenden, amerikanisch geprägten Weltbild, daß der mit der Amerikanischen und der Französischen Revolution einsetzende und mit Ende des Ersten Weltkrieges im wesentlichen abgeschlossene Prozeß der Ablösung von Königen durch Präsidenten beziehungsweise Premierminister einen historischen Fortschritt darstellt. Die folgenden Untersuchungen zeigen, daß das Gegenteil der Fall ist. Der Übergang von einer monarchischen Welt zu einer demokratischen muß als zivilisatorischer Rückschritt beurteilt werden. Es ginge uns heute besser, was Wohlfahrt und Freiheit anbelangt, als es uns tatsächlich geht, hätten wir das demokratische Modell nie übernommen.

Im Unterschied zu demokratischen „Verwaltern" „öffentlicher Güter" sind Könige als Eigentümer derselben Güter langfristig orientiert und an Kapitalerhaltung beziehungsweise -vermehrung interessiert. Sie werden für ihre Handlungen persönlich verantwortlich gemacht und sind an vorgegebene Gesetze gebunden. Sie sind nicht Gesetzgeber, sondern Anwender alter und ewiger Gesetze. Von Volkswahlen unabhängig, haben sie wenig Bedarf an Demagogentum, Umverteilungspolitik und Egalitarismus (deren Abwesenheit sämtlich der wirtschaftlichen Entwicklung zugute kommt). Insgesamt ist der monarchische Staat vergleichsweise mäßig und mild: mit geringen Steuereinnahmen ausgestattet und wenig zudringlich und bedrückend.

Trotz deutlicher Sympathie für die klassische Monarchie bin ich aber kein Monarchist. Sowohl die klassische Monarchie als auch die moderne Demokratie sind Staatsformen. Das heißt, beide beanspruchen für sich hinsichtlich der Einwohner eines gegebenen Territoriums ein Monopol der ultimativen Rechtsprechung und der Besteuerung: Ich allein, lautet ihr Kredo, bin endgültiger Richter im Fall sozialer Konflikte und ich allein darf das Eigentum anderer ohne ihre Zustimmung an mich reißen. Angesichts dieser Anreizstruktur ist von jeder staatlich organisierten Sozialordnung zu erwarten, daß der Preis für Recht und Ordnung steigt, während ihre Qualität fällt. Je höher die Steuereinnahmen und je geringer die eigenen Produktionsanstrengungen, umso besser sind die Staatsinhaber dran.

Die Existenz eines jeden Staates führt so zum einen zur Entwicklung und Förderung des Schmarotzertums. Als Steuerempfängern ist es den

Inhabern des Staates möglich, zu leben, ohne zu arbeiten, das heißt ohne eine den Steuerzahlern annehmbar erscheinende Gegenleistung erbringen zu müssen. Entgegen der immer noch weitverbreiteten marxistischen Mythologie sind es nicht die Unternehmer, die ihre Arbeiter ausbeuten. Vielmehr sind es die Staatsinhaber: der König und sein Hof im Fall der Monarchie und der Präsident, das Parlament und der sogenannte öffentliche Dienst im Fall der Demokratie, das heißt diejenigen, die lauthals für das sogenannte »öffentliche Wohl« arbeiten, die tatsächlich auf Kosten anderer ausbeuterisch, parasitär leben. Je höher die Steuereinnahmen, umso besser geht es den Schmarotzern und / oder umso mehr Schmarotzer gibt es.

Noch schlimmer: Als endgültiger Richter in allen Konfliktsachen sind die Inhaber des Staates in der Lage, Konflikte nicht nur teuer und schlecht zu schlichten, sondern Streitigkeiten selbst *zu verursachen oder zu provozieren*, um sie dann zu ihren eigenen Gunsten zu „lösen". Das heißt, eine staatliche Ordnung produziert nicht nur minderwertige Produkte zu überhöhten Preisen und fördert das Schmarotzertum, sondern sie produziert auch *Ungüter und Unrecht,* und sie fördert, insbesondere unter demokratischen Bedingungen (wenn der Eintritt in den Staatsapparat jedermann offensteht), das Ungüterproduzententum und das Unrechtswesen, das heißt, sie gebiert üble Charaktere und Charaktereigenschaften.

Mein Geschichtsrevisionismus geht darum weiter. Nicht nur der Übergang von der Monarchie zur Demokratie war ein historischer Fehler. Die Institution des modernen, nachmittelalterlichen Staates selbst stellt einen folgenschweren Irrtum dar. Doch gibt es, entgegen neokonservativen Behauptungen, eine jederzeit herstellbare, in moralischer wie wirtschaftlicher Hinsicht grundsätzlich überlegene Alternative zu Demokratie und Monarchie: eine „natürliche Ordnung" (ein bewußt wegen seines vormonarchischen mittelalterlich-scholastischen Anklangs gewählter Ausdruck).

In einer natürlichen Ordnung sind sämtliche Güter im Privateigentum einzelner Personen oder Personengruppen. Straßen, Flughäfen, Wasserwege, alles Land und sämtliche Gebäude – alles befindet sich in Privateigentum. Es gibt keinen Staat, keine Steuern, kein Gerichtsmonopol und kein „öffentliches Eigentum". Sicherheit – also Eigentumsschutz, Recht und Ordnung – wird, wie andere Güter und Dienstleistungen auch, in Eigenleistung, in nachbarschaftlicher Kooperation und durch frei finanzierte Spezialunternehmen erbracht. Neben Eigen- und Nachbarschaftsleistungen wie Zäunen, Mauern, Gittern, Schlössern, Warneinrichtungen, Messern und Revolvern werden vertraglich vereinbarte Sicherheitsleistungen aller Art vor allem von frei konkurrierenden (unregulierten) Eigentums- und Lebensversicherern angeboten und erbracht, die ihrerseits in regelmäßiger Zusammenarbeit mit unabhängigen und miteinander konkurrierenden Schlichtern beziehungsweise Vermittlern und selbständigen oder angegliederten polizeilichen Vollzugsorganen stehen. Als Ergebnis (in komplettem Gegensatz zum unter staatlichen Bedingungen erzielten Resultat) fällt der Preis für Sicherheit, während die Qualität steigt.

Phasen der Geschichtspolitik

von Karlheinz Weißmann

Der Begriff „Vergangenheitspolitik“ hat sich seit den achtziger Jahren durchgesetzt und bezeichnet die Nutzung der Geschichte zwecks politischer Legitimation. Gegenstand dieses Zugriffs kann jede Person und jedes Ereignis werden, falls es geeignet ist, der Rechtfertigung oder Verwerfung bestimmter politischer Auffassungen zu dienen. Vergangenheitspolitik hängt zusammen mit der „monumentalen“ (Friedrich Nietzsche) Auffassung von Geschichte, die nicht oder nicht in erster Linie Interesse daran hat, wie es eigentlich gewesen ist – auch wenn sie den Wahrheitsanspruch notwendig erhebt –, sondern daran, welche Effekte sich durch Erinnerung und Vergessen erzielen lassen. Vergangenheitspolitik muß deshalb Einzigartigkeiten behaupten und den historischen Kontext aufheben. Auch das wurde am „Fall Hohmann“ exemplarisch deutlich. Allerdings zeigte der Konflikt auch, daß Vergangenheitspolitik als Teil der Politik niemals unumstritten ist, sondern herrschende Deutungsmuster der Geschichte durch konkurrierende in Frage gestellt werden. Dabei verspricht die sachliche Argumentation nur begrenzten Erfolg. Veränderungen in vergangenheitspolitischen Konzepten sind nicht oder nicht nur das Ergebnis von Aufklärung, sondern lassen sich auch zurückführen auf die Verschiebung von Interessenlagen, atmosphärische Einflüsse, Mentalitätswandel.

Für die westdeutsche Vergangenheitspolitik der Nachkriegszeit stand immer die Auseinandersetzung mit dem NS-Regime im Mittelpunkt, ohne daß die grundsätzliche Bewertung dieser Ära strittig gewesen wäre. Entgegen einer heute verbreiteten Auffassung sah die Bevölkerung Hitler und sein Regime kurz nach dem Zusammenbruch ausgesprochen negativ. In Erhebungen, die die Besatzungsbehörden durchführten, zeigte sich, daß die überwältigende Mehrheit die früheren Verhältnisse ablehnte und die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen wissen wollte. Das erklärt auch, warum sogar die Nürnberger Prozesse auf Zustimmung stießen. Die Einschätzung wurde erst in der folgenden Jahren und nur teilweise korrigiert – die Umstände der Entnazifizierung, der Okkupation überhaupt, die Vertreibung, die Teilung und die Probleme des Wiederaufbaus

– trugen dazu bei. Auch wenn man die Meinung für überzogen hält, die Westdeutschen hätten die braune Vergangenheit in den fünfziger Jahren „kommunikativ beschwiegen“ (Hermann Lübbe), ist zuzugeben, daß diese erste Phase die Vergangenheitspolitik nicht mit jener Ausschließlichkeit auf die nationalsozialistische Herrschaft konzentriert war wie die späteren Phasen und daß vor allem jede Art von Kollektivschuldbehauptung auf entschiedenen Widerspruch traf.

Hermann Lübbe: *Es ist nichts vergessen, aber einiges ausgeheilt. Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der deutschen Gegenwart*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 24. Januar 1983.

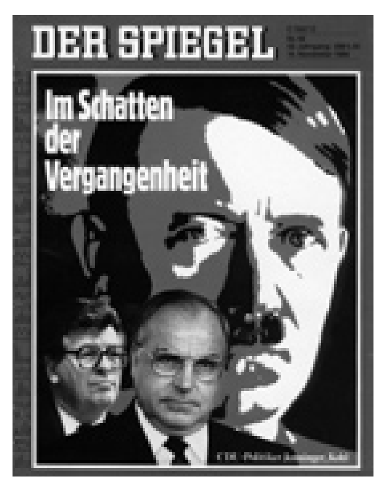
Die Gründe dafür lagen in der Unmittelbarkeit jener Erfahrungen, die die Deutschen mit dem totalitären Regime und als Opfer ihrer militärischen Gegner gemacht hatten. Die wiederum sahen sich im Kalten Krieg gezwungen, Rücksicht auf „ihre“ Deutschen zu nehmen, deren militärische Hilfe sie wünschten und mit deren Gerechtigkeitsgefühl sie aus politischen Gründen zu rechnen hatten. Bezeichnend ist das Vorgehen des Justizministers Thomas Dehler (FDP), an dessen Ablehnung der NS-Diktatur kein Zweifel sein konnte, der aber bei dem Versuch der Alliierten, Druck durch neue Kriegsverbrecherprozesse auszuüben, eine *Tu-quoque*-Akte anlegen ließ, in der Tausende von Verstößen amerikanischer und britischer Soldaten gegen das Kriegsvölkerrecht festgehalten waren. Dehler durfte sicher sein, daß diese Art von „Aufrechnung“ allgemeine Zustimmung gefunden hätte.

Erich Mende: *Die FDP. Daten, Fakten, Hintergründe*, Stuttgart-Degerloch 1972.

Was die Vergangenheitspolitik der fünfziger und frühen sechziger Jahre kennzeichnet war aber nicht nur das differenzierte Bild der NS-Zeit, sondern mehr noch das Bemühen, eine vollständige Verdunkelung der deutschen Geschichte zu verhindern. Deshalb prägte eine gewisse „Behutsamkeit“ alle offiziellen Stellungnahmen: das verletzte Selbst der Deutschen sollte nicht weiter beschädigt werden, sondern heilen. Viele, gerade viele ausländische Beobachter, fürchteten, daß eine dauernde Demütigung unter Verweis auf die NS-Zeit die Deutschen zu unkalkulierbaren Reaktionen treiben würde, und es gab in Deutschland selbst gar keine Stimme von Gewicht, die in Frage stellte, daß das „Dritte Reich“ nur ein Teil – und zwar ein kleiner Teil – der Nationalgeschichte gewesen sei und daß diese Nationalgeschichte insgesamt einen Trost für das Desaster biete. Als die Katholische Akademie Bayerns im Frühjahr 1960 ein Symposion zum Thema „Gibt es ein deutsches Geschichtsbild?“ veranstaltete, äußerte der Historiker Hans Buchheim, „... daß nicht die Idee der Nation und nicht das Prinzip nationaler Politik zur Katastrophe von 1945 geführt haben, sondern erst deren totalitäre Pervertierung“. Buchheim ging sogar noch weiter und erklärte, das Regime Hitlers biete im Grunde weniger eine Lektion in deutscher Geschichte als eine im Hinblick auf die Geschichte der Moderne und deren Fatalitäten: „Daß sich unsere Jugend gegen die Ideen aus dem Inkubationsbereich des Nationalsozialismus als weitgehend immun erweist, sollte noch keinen Anlaß zum Optimismus geben. Denn, wenn sie auch auf nationalistische Phrasen, antisemitische Hetze, Volkstumsromantik und dergleichen nicht mehr anspricht, so zeigt sie doch auch einen erschreckenden Mangel an Verständnis für Politik. Was nützt ihre erfreuliche Bereitschaft, die Wahrheit über das Dritte Reich zu hören, was nützt ihre Abscheu vor den Verbrechen, die damals begangen worden sind, wenn diese mit der gleichen Neigung zu unpolitischem Denken und moralischem Rigorismus verbunden sind, die die Generation ihrer Väter dem Nationalsozialismus verfallen ließen! Was nützt es, wenn sie das Dritte Reich verurteilt, ohne zu verstehen, wie leicht auch sie selbst den Täuschungen und der Verführung totalitärer Argumentation erliegen kann. Diesmal sind andere Köder ausgeworfen, die Taktik aber ist die gleiche geblieben.“

Gibt es ein deutsches Geschichtsbild? Studien und Berichte der Katholischen Akademie Bayern, H. 14, Würzburg 1961.

Prophetische Worte, ausgesprochen nicht von irgend jemanden, sondern von einem Mann, der zur Gründergeneration des Münchener Instituts für Zeitgeschichte gehörte und bei den Auschwitz-Prozessen als Gutachter herangezogen wurde. Wie Buchheim dürfte zu Beginn der sechziger Jahre noch eine Mehrheit der westdeutschen Histo-



Deckblatt des Spiegel *im Zusammenhang mit der Jenninger-Affäre, 1988.*

riker gedacht haben, aber sie geriet zunehmend in Bedrängnis. Dabei spielten vor allem zwei Faktoren eine Rolle: Die Abschottung der Bundesrepublik nach dem Mauerbau, verbunden mit ihrer weltpolitische Marginalisierung durch die *Détente,* und ein Generationenkonflikt, in dessen Verlauf sich die Konfrontation mit der NS-Vergangenheit als ausgezeichnete Waffe der Jüngeren im Kampf gegen die Älteren erweisen sollte. Daß dabei einige Ältere eine wichtige Rolle als Wegbereiter spielten – Karl Jaspers mit seiner Abhandlung *Freiheit und Wiedervereinigung* (1960), in der der Verzicht auf die nationale Einheit als Buße für die Verbrechen des NS-Regimes empfohlen wurde, und Fritz Fischer mit seinem Buch *Griff nach der Weltmacht* (1961) über die angebliche Kontinuität deutscher Außenpolitik von Wilhelm II. zu Hitler – sei nur am Rande erwähnt, im Kern ging es um den Versuch der Dreißig- bis Vierzigjährigen, mit einer bestimmten Art vergangenheitspolitischer Argumentation ihre eigene Deutungshoheit nicht nur fachwissenschaftlich, sondern auch politisch durchzusetzen.

Es ist zu Recht auf die Rolle hingewiesen worden, die in diesem Zusammenhang Privatdozenten und Hochschulassistenten spielten, die durch Studienaufenthalte in den USA entscheidend geprägt worden waren. Soweit es sich um Historiker oder Politikwissenschaftler handelte, leiteten sie jenes „Umschreiben der Geschichte unter dem Gesichtspunkt der demokratisch verfaßten Gesellschaftsordnungen des Westens" (Wolfgang Mommsen) ein, dem auf unterer Ebene die Durchsetzung einer Ideologie entsprach, die als Substrat der *reeducation* die Vorstellung enthielt, die ganze deutsche Geschichte sei ein Irrweg gewesen, der am gegebenen Ziel – einer Gesellschaftsordnung nach westlichem Muster – vorbei stracks in die Vernichtungslager führte. Daß die Universitäten von Berlin, Frankfurt und Heidelberg von der amerikanischen Besatzungsmacht als Stätten der „Umorientierung" geplant waren und dann zu Ausgangspunkten der radikalen Studentenbewegung wurden, war insofern kein Zufall, das eine hing mit dem anderen zusammen. Die Übertragung von Versatzstücken des amerikanischen Hochschulsystems trug dazu ebenso bei wie die Implantation einer bestimmten Art des politischen Denkens, das sich durch den Glauben an die Machbarkeit auszeichnete und durch die Fremdheit gegenüber historischen Bedingungen. Bereits 1948 hatte die britische Seite vor den Folgen jener „übereifrigen Reform" gewarnt: sie schädige „... in erster Linie die Gesellschaft selbst. Der Schaden ist um so gefährlicher, als er erst nach Ablauf einer Generation ganz zum Vorschein kommt und dann kaum mehr zu beheben ist" (*Blaues Gutachten zur Neugestaltung des deutschen Hochschulwesens*).

Manfred Heinemann (Hrsg.): *Umerziehung und Wiederaufbau – die Bildungspolitik der Besatzungsmächte in Deutschland und Österreich*, Stuttgart 1981.

Man darf die große gesellschaftliche Umwälzung, die Mitte der sechziger Jahre begann, nicht als einen Prozeß vorstellen, der sich ohne Widerstand vollzog. Soweit die neue Vergangenheitspolitik offen antipatriotisch war oder auf dem fußte, „was der rote Großvater erzählt", blieb sie ohne Aussicht auf breitere Zustimmung. Anders war das mit dem Vorschlag, die deutsche Geschichte zu „demokratisieren", den sich vor allem der aus der SPD hervorgegangene Bundespräsident Gustav Heinemann zu eigen machte und mit der Autorität seines Amtes durchzusetzen suchte. In einer Ansprache zum hundertsten Jahrestag der Reichsgründung schlug er eine Reihe alternativer Erinnerungsdaten vor: den Bauernkrieg an Stelle der Reformation, Blum an Stelle von Bismarck, 1919 an Stelle von 1871, den Widerstand des Proletariats an Stelle desjenigen der Offiziere. Aber auch das traf noch auf wohlbegründeten Einspruch. Für die Opposition gab der CDU-Abgeordnete Richard von Weizsäcker eine Stellungnahme ab, der zu Folge das Bismarckreich die einzige Form des deutschen Nationalstaats war und dessen Wiederherstellung durch das Grundgesetz geboten sei.

In seiner Rede zum 8. Mai 1985 unterwarf sich derselbe Richard von Weizsäcker, nun seinerseits als Bundespräsident, einem Geschichtsdenken, das er in Person, aber eigentlich das ganze bürgerliche Lager, bis dahin als falsch und feindlich bekämpft hatte. Mit der Anerkennung, daß man 1945 keinen „Zusammenbruch", sondern eine „Befreiung" erlebt habe, war die entscheidende Kehre der deutschen Vergangenheitspolitik vollzogen. Alles, was bis in die sechziger Jahre unbestritten gewesen war und danach im Konflikt behauptet werden konnte, wurde beiseite geschoben. An die Stelle der alten traten neue Axiome zur Deutung der deutschen Geschichte: dieser wohnt insgesamt eine negative Tendenz inne,

ihre traditionell als wertvoll betrachteten Aspekte (etwa die Zeit der sächsischen oder der staufischen Kaiser, die Reformation, der Aufstieg Preußens, die Romantik, die Freiheitskriege, die nationale Einigung) sind wertlos, wenn überhaupt, dann kann man sich nur an den – allerdings regelmäßig gescheiterten – progressiven Ansätzen orientieren, im Grunde wäre es sowieso besser, die deutsche Geschichte auf zwei Epochen zu reduzieren: die vor 1945 (Schreckbild) und die nach 1945 / 1968 (Vorbild); von den Deutschen als „Volk" ist nur dann zu sprechen, wenn sie als Schuld- oder Haftungsgemeinschaft auftreten.

Die Linke, der ursprüngliche Träger dieses Konzepts, hat mit seiner Durchsetzung allen älteren Vorstellungen eines eigenen Patriotismus und einer entsprechenden Vergangenheitspolitik abgeschworen: angefangen bei den Ideen der traditionellen Sozialdemokratie über die „nationalrevolutionären" Ansätze in Teilen der APO bis hin zum Entwurf der Friedens- als gesamtdeutscher Bewegung Anfang der achtziger Jahre. Zuletzt war die Versuchung überstark, den Gegner mit dem Hinweis auf historische Versäumnisse niederzuhalten und die Mischung aus Antifaschismus und Antipatriotismus als letzten denkbaren Konsens angesichts schwindender ideologischer Glaubwürdigkeit zu nutzen.

Armin Mohler: *Vergangenheitsbewältigung. Von der Läuterung zur Manipulation*, Stuttgart-Degerloch 1968.

Die bürgerlichen Gegner unterwarfen sich der neuen Art von Vergangenheitspolitik weniger aus Einsicht als aus Opportunismus. Nach dem Eklat um Kohls Berufung auf die „Gnade der späten Geburt" bei seinem Staatsbesuch in Israel und dem gescheiterten Versuch, als Bundeskanzler an den Siegesfeiern der Alliierten in der Normandie teilzunehmen, nach der sogenannten Bitburg-Affäre und der Auseinandersetzung um die Ansprache des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger zum 9. November 1988 wurde eine Kurskorrektur vorgenommen. Die erschien unumgänglich, weil es eben keine Mehrheit für jene „geistig-moralische Wende" gab, die nach der Regierungsübernahme der schwarz-gelben Koalition versprochen worden war, und schon gar keine Unterstützung für weitergehende vergangenheitspolitische Vorstöße (Franz Josef Strauß: die Deutschen müßten aus „dem Schatten Hitlers heraustreten", Alfred Dregger: „Die Schuld liegt zurück."). Die Unionsspitze hat entsprechende Konsequenzen gezogen, wie spätestens am Frontverlauf im „Historikerstreit" zu erkennen war, der im Juni 1986 begann und sich bis zum Beginn der neunziger Jahre erstreckte. Dabei ging es im Kern weder um das „faktische Prius" des roten Klassen- gegenüber dem braunen Rassenmord, noch um die „Singularität" der nationalsozialistischen Verbrechen, sondern um eine metapolitische Auseinandersetzung, die mit der Niederlage des bürgerlichen Lagers endete. Dessen Weigerung, die Gruppe von Wissenschaftlern um Ernst Nolte, Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrand und



Die Bartholomäusnacht von 1572; das Massaker an den französischen Protestanten auf Befehl der Königin Katharina forderte mehr als zehntausend Menschenleben, die vor allem von dem aufgehetzten Pöbel ermordet wurden.

Michael Stürmer gegen die von Jürgen Habermas geführte Kampagne zu decken, etablierte eine Vergangenheitspolitik, die sich qualitativ von allen früheren unterschied.

Auch links wird heute zugegeben, daß erst seit der Ära Kohl „... von einer bewußt betriebenen `Gedächtnispolitik´" (Helmut Dubiel) gesprochen werden kann. Das Sondergesetz gegen die „Auschwitzlüge", die Einrichtung besonderer Gedenktage (27. Januar, 9. November), die permanente pädagogische Auseinandersetzung, das alles hat seinen Ursprung in den achtziger Jahren ebenso wie die Konzentration der öffentlichen Debatte auf die entsprechenden Themen; um nur einige der letzten Beispiele zu nennen: die Auseinandersetzung um den Appell „Gegen das Vergessen" (1995), die Goldhagen-Kontroverse über die Deutschen als „willige Vollstrecker" (1996), der Konflikt um die Wehrmachtsausstellung (1997–2000), der Streit zur Walserrede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels (Herbst 1998), die Diskussion über die Entschädigung für Zwangsarbeiter (Sommer 1999 / Winter 2000), die Debatte um die „Holocaust-Industrie" (Winter 1999 / Frühjahr 2000) und nicht zuletzt der andauernde Zank um das Mahnmal in Berlin.

Helmut Dubiel: *Niemand ist frei von der Geschichte. Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages*, München 1999.

Wenn von einer neuen Qualität im Hinblick auf die Vergangenheitspolitik gesprochen werden muß, dann aber nicht nur wegen der Häufung, sondern auch wegen der steigenden Intensität der vergangenheitspolitischen Initiativen; die ist vor allem durch drei Merkmale gekennzeichnet:

(1) Die Instrumentalisierung, die sich historischer Argumente ganz offen als Mittel im Kampf gegen den weltanschaulichen Feind bedient. So etwa beim „Aufstand der Anständigen" die Behauptung, daß „Rassismus und idiosynkratische Fremdenfeindlichkeit ... mit Antisemitismus und Holocaust zwar nicht identisch, aber doch irgendwie in deren Nähe angesiedelt" (Dan Diner) seien, was die Chance eröffnete, praktisch jede unliebsame Auffassung zu isolieren, da „Rassismus", „Fremdenfeindlichkeit", „Antisemitismus" vollkommen entleerte Begriffe sind, die aber „doch irgendwie" in die „Nähe" der Judenvernichtung gehören.

Peter Novick: *Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord*, Stuttgart 2001.

(2) Die Emotionalisierung, die immer weniger wert auf Fakten legt, sondern ganz auf Einfühlung setzt. Als unlängst eine Lübecker Lehrerin Grundschüler mit grünen Pfeilen markierte und ihnen ein angeblich amtliches Schreiben vorlas, aus dem hervorging, daß ihre Taschen beschlagnahmt seien und sie so gezeichnet kein Geschäft oder Kino betreten dürften, sah die vorgesetzte Behörde trotz der Elternproteste von einer Disziplinierung ab. Der originelle didaktische Ansatz hatte immerhin die Betroffenheit der Kinder erhöht. Die gefühlsmäßige Aufladung hat selbstverständlich auch mit der kontinuierlich wachsenden Macht der Bilder zu tun. Wirklich ist, was gezeigt wird, unwirklich, was nicht gezeigt wird. Und dieser Vorgang wiederum steht in Verbindung mit der „Amerikanisierung" (Peter Novick) des Holocaust, jenem Prozeß, bei dem die Medien vor allem die Empathiebereitschaft ausnutzen: „Wie auf den säkularen Rationalismus der französischen Aufklärer der romantische Idealismus folgt, so kündigt sich in der Faszination, die Kitsch und Tod für uns besitzen, ein neues romantisches Zeitalter an, das antirational, sentimental und kommunitarisch sein wird." (Ian Buruma)

(3) Die Dogmatisierung, die den Kern einer neuen Zivilreligion bildet. Während die Funktionstüchtigkeit von Bürgerreligionen normalerweise dadurch gewährleistet wird, daß die Kultgenossen den Kult vorschriftsmäßig vollziehen – den Eid auf die Verfassung ablegen, die Hymne singen, das Schulgebet sprechen –, ist im Fall der deutschen Vergangenheitspolitik die Lehre an die Stelle der Praxis getreten. Das heißt, daß das Befolgen der Regeln nicht genügt. Auch das war am Fall Hohmann deutlich zu erkennen, dessen Eskalation dadurch zustande kam, daß die Verwendung der richtigen Formeln das Mißtrauen der Inquisition gerade hervorrief und jedenfalls nicht vor der Ausstoßung bewahrte. Der Angeklagte war theologisch ungeschult und kannte keine der notwendigen Distinktionen.

Natürlich gibt es gegen die hier geschilderten Tendenzen Widerspruch. Die deutlichste Absage an die vorherrschende Form der Vergangenheits-

politik stammt ohne Zweifel von dem österreichischen Philosophen Rudolf Burger, der vor zwei Jahren einen Essay mit dem Titel *Die Irrtümer der Gedenkpolitik – Ein Plädoyer für das Vergessen* veröffentlichte, in dem es abschließend hieß: „Real ist die Nazizeit so versunken wie Karthago, das mumifizierende Gedenken verzaubert sie zum Mythos. ... Wie die Dinge liegen, wäre Vergessen nicht nur ein Gebot der Klugheit, sondern auch ein Akt der Redlichkeit; und es wäre eine Geste der Pietät. Schlimme Folgen hätte es keine, nur vielleicht für das Geschäft.“ Die Aussicht darauf, daß solche Stimmen gehört werden, ist allerdings gering. Burger argumentiert als Aufklärer, und das macht die Schwäche seiner Position aus; entscheidend ist ja nicht, daß vergessen wird, sondern was vergessen wird und wer das festlegt.

Rudolf Burger: *Die Irrtümer der Gedenkpolitik – Ein Plädoyer für das Vergessen*, in: Europäische Rundschau (2001) 2, S. 3-13.

Wenn überhaupt ein Wandel erhofft werden kann, dann auf anderem Wege. Während bisher alle Versuche, das seit Mitte der achtziger Jahre vorherrschende Konzept der Vergangenheitspolitik direkt in Frage zu stellen, scheiterten, weder die Wiedervereinigung als solche noch das Hinzutreten beeinflußungsresistenter Mitteldeutscher oder die Vorstöße einiger „Normalisierungsnationalisten“ (Peter Glotz) zu irgend etwas führten, wird man aber zugestehen müssen, daß die krisenhafte Zuspitzung der Lage nicht nur Veränderungen in der ökonomischen und institutionellen Basis, sondern auch im Überbau erzwingt. Einer, der solche Konsequenzen frühzeitig abgesehen hat, war Ignaz Bubis, der verstorbene Vorsitzende des Zentralrats der Juden, der ausgerechnet beim ersten Wahlsieg der rot-grünen Koalition vor einer Revision des deutschen Geschichtsbildes warnte. Bubis fürchtete vor allem die Unbekümmertheit der Linken, die nie sich selbst, sondern immer nur die anderen – etwa „die Deutschen“ – als haftbar für die Geschichte betrachtete. Der rationale Kern dieser Angst lag ohne Zweifel darin, daß die Herausforderungen, denen die „Berliner Republik“ zwangsläufig ausgesetzt wird, mit den Mitteln der bis dahin etablierten Vergangenheitspolitik nicht zu bewältigen sind.

Fraglos kommen Schröder und Fischer aus der antipatriotischen Tradition, sicher ist Fischer derjenige von beiden, der seine früheren Auffassungen bestenfalls in Richtung auf den linksliberalen Konsens korrigiert hat, während Schröder in dem Maß, in dem ihm die Möglichkeit entgleitet, die politischen und wirtschaftlichen Probleme mittels *social engineering* zu lösen, auf eine neue Art emotionaler Unterfütterung für das Gemeinwesen setzt. Dabei kopiert er ein Modell, das seit längerem von allen möglichen Bürgerinitiativen genutzt wird, in der Hoffnung, daß der Appell an die Tugenden der Trümmerfrauen und Kriegsheimkehrer bewirken werde, daß ein Ruck durch die Deutschen gehe. Sehr erfolgreich war das alles nicht, zumal man ängstlich den Eindruck zu vermeiden suchte, hier werde eine Art neuer Nationalismus propagiert. Solche Vorbehalte sind Schröder fremd, seine bisherigen Erfahrungen mit dem „eigenen deutschen Weg“ dürften ihn in der Auffassung bestärken, daß die vergangenheitspolitischen Tabus, die man so wirksam aufgerichtet hat, für das eigene Lager gar nicht gelten. Sein Besuch der Premiere von Sönke Wortmanns Film *Das Wunder von Bern*, die Erklärung, daß es eine „patriotische“ Pflicht



Das Wunder von Bern, Filmplakat

sei, die Haushaltspolitik der Regierung zu unterstützen, das alles sind Indizien für die Vorbereitung eines neuen vergangenheitspolitischen Konzepts.

Aussicht auf Erfolg hat es, weil die Deutschen auf einen entsprechenden Appell seit langem warten, weil sie zermürbt sind von der Schuldrhetorik und weil die Opposition kaum etwas anderes anzubieten weiß. Allerdings wäre der Preis für den Erfolg hoch. Hatte der Antipatriotismus immerhin den Vorteil, die Erinnerung daran wachzuhalten, daß es eine deutsche Geschichte vor dem Jahr 1945 gab, wird der neue Patriotismus alles abtreiben, was an die fernere Vergangenheit erinnern könnte. Wer daran zweifelt, der sollte sich vor Augen führen, wie die Bundesregierung auf die Anliegen deutscher Zwangsarbeiter oder auf den Plan für das Zentrum gegen Vertreibungen reagiert hat. Hier wird wohl der Versuch gemacht, eine neue emotionale Grundlage für das Gemeinwesen zu schaffen, aber dieses Gemeinwesen soll genau jene „Konstruktion“ sein, als die man die Nationen zu betrachten lehrt: eine Kommunikations- und Wirtschaftseinheit, deren psychische Gesundheit durch wohl erwogene Therapien oder die Verabreichung von Sedativa gewährleistet wird.

Was gegen einen Erfolg Schröders spricht, sind die schwindenden Grundlagen für eine Vergangenheitspolitik im bisherigen Sinn überhaupt. Wie der Streit über die EU-Studie zum Thema „Antisemitismus“ schon zeigt, führt mutwillig geschaffene kulturelle und ethnische Heterogenität zu einer Fragmentierung, die jeden Versuch der Identitätsstiftung aussichtslos macht. Nimmt man die Ergebnisse der Untersuchung ernst, muß man die Einwanderer aus dem islamischen Bereich als „Feinde“ brandmarken, was aber wiederum mit den Prinzipien der bisherigen – multikulturellen – Vorgaben unvereinbar wäre; sieht man von der Exklusion ab, droht das Antisemitismusverbot unhaltbar zu werden; es sei noch vermerkt, daß sich diese Problemstellung seit geraumer Zeit abgezeichnet hat, in Gestalt jener Neubürger, die partout keine Verantwortung für die deutsche Vergangenheit (an der ihre Vorfahren eben unbeteiligt waren) übernehmen wollen und vor allem die geforderte Einfühlung verweigern. Ein anderer Sachverhalt, der gegen die Aussichten von Schröders Modell spricht, ist die erkennbar werdende Tendenz des „doppelten Meinungsklimas“ (Elisabeth Noelle-Neumann). Die Stellungnahmen des *peuple réel* in der Hohmann-Affäre wichen so offenkundig und so demonstrativ von denjenigen der politischen Klasse ab, daß man darin einen Indikator für den Umschwung der Stimmung überhaupt sehen kann. Allerdings sei vor allzu großem Optimismus gewarnt. Um die Deutungshoheit wird immer zwischen Eliten und Gegeneliten gestritten, tiefgreifende Veränderungen gerade auf dem Feld der Vergangenheitspolitik kommen nicht naturgesetzlich oder auf Grund von Mehrheitsverhältnissen zustande, die können nur unterstützend wirken.

In seiner berühmten und oft zitierten, aber selten genau gelesenen Rede über das Wesen der Nation hat Ernest Renan die Nation nicht nur als Ergebnis eines „täglichen Plebiszits“ bestimmt, sondern auch auf die Bedeutung hingewiesen, die der „Kult der Ahnen“ – die Erinnerung – und das Vergessen – „jeder Franzose muß die Bartholomäusnacht und die Massaker des 13. Jahrhunderts im Süden vergessen“ – für das Leben der Nation haben, daß weder die Erinnerung noch das Vergessen sich von selbst verstehen, daß es sich notwendigerweise um Streitfelder handelt. Wenn eine Partei in diesem Streit ihren Anspruch aufgibt, wird das, was sie für erinnernswert hält, abgeräumt. Es gibt für diesen Vorgang zahllose Beispiele, es gibt allerdings auch zahllose Beispiele dafür, daß die zähe und entschlossene Behauptung einer Minderheitenposition im Meinungskampf zum Erfolg führt, weil die Veränderung der Lage das eben noch Verfemte in neuem Licht erscheinen läßt.

Ernest Renan: *Was ist eine Nation?*, in Michael Jeismann und Henning Ritter (Hrsg.): *Grenzfälle. Über neuen und alten Nationalismus*, Leipzig 1993.

Hohmanns Demontage – Eine Medienanalyse

von Arne Hoffmann

Im Sommer 2001 wurde erstmals Herlinde Koelbls Dokumentarfilm *Die Meute – Macht und Ohnmacht der Medien* ausgestrahlt. Wie keine andere Sendung zeigte sie das „Herdenproblem" (so Hartmann von der Tann, ARD) des Massenjournalismus auf. Jemand besetzt ein bestimmtes Thema, gibt die Stoßrichtung vor, und etliche andere Journalisten überbieten sich in ihrem Eifer, daraus noch schneller den noch größeren Skandal, die noch größere *Story* zu machen. In diesem Wettbewerb gehen die Maßstäbe gelegentlich verloren. „Schreibe so, daß du dem, über den du schreibst, in die Augen schauen kannst" formulierte *FAZ*-Korrespondent Karl Feldmeyer seine Maxime. In der Berichterstattung über Hohmann ist dieses Gebot schwer verletzt worden.

Wenn jemand in kurzer Zeit das Wesentliche über Martin Hohmann und seine umstrittene Rede vom Tag der Deutschen Einheit 2003 recherchieren möchte, etwa per Internet, dann läuft er durchaus Gefahr, Informationen zu erhalten, die ihn zunächst einmal gründlich in die Irre führen. In einer chronologischen Auflistung aller Ereignisse in dieser Affäre eröffnet beispielsweise der *Spiegel* mit folgendem Geschehnis als Stein des Anstoßes: „3. Oktober 2003: Hohmann bezeichnet in Neuhof bei Fulda die Juden als \`Tätervolk´. Er sagt im Zusammenhang mit Verbrechen während der kommunistischen Revolution in Rußland: „Juden waren in großer Anzahl sowohl in der Führungsebene als auch bei den Tscheka-Erschießungskommandos aktiv. Daher könnte man Juden mit einiger Berechtigung als \`Tätervolk´ bezeichnen."

An dieser Stelle reißt der zitierte Auszug aus der Rede ab. Der Leser erhält somit den Eindruck, daß die Sätze dem Tenor der Rede entsprechen oder zumindest eine seiner Stützen darstellen. In diesem Licht stehen fortan sämtliche folgenden Ereignisse der *Spiegel*-Chronik, beispielsweise die Abkanzelung der Rede durch Angela Merkel als völlig inakzeptabel und

unerträglich, die Rücktrittsforderung von Jürgen Rüttgers, die Rüge durch Präsidium und Vorstand der Union, die Entlassung des Bundeswehrgenerals Günzel, nachdem dieser Hohmanns Rede in einem Brief an ihn gelobt hatte, Paul Spiegels Erklärung, Hohmann habe sich mit seinen Worten in eine Reihe mit „rechtsextremen, antisemitischen Brandstiftern" gestellt, und schließlich der Antrag, Hohmann aus der CDU-Bundestagsfraktion auszuschließen. Ein lediglich über diese Chronik informierter Leser muß zu dem Eindruck kommen, daß all diese Reaktionen daher rührten, daß Hohmann eine in Deutschland lebende Minderheit, Überlebende eines Völkermordes, als „Tätervolk" diffamierte. Wahrscheinlich wird er die erfolgten Reaktionen demnach als verständlich, wenn nicht als zwingend einschätzen. Viele weitere Artikel weisen in eine ähnliche Richtung.

Zu einem gänzlich anderen Eindruck gelangt man, wenn man die in den Medien zitierte Passage im Original betrachtet: „Juden waren in großer Anzahl sowohl in der Führungsebene als auch bei den Tscheka-Erschießungskommandos aktiv. Daher könnte man Juden mit einiger Berechtigung als `Tätervolk´ bezeichnen." So weit reichte auch das Zitat in der *Spiegel*-Chronik. Hohmann spricht allerdings weiter: „Das mag erschreckend klingen. Es würde aber der gleichen Logik folgen, mit der man Deutsche als Tätervolk bezeichnet." Wohlgemerkt: Er spricht bei seiner These von Juden als Tätervolk zum einen im Konjunktiv. Vor allem aber erklärt er auch, daß diese These derselben Logik folge, mit der man die Deutschen als Tätervolk bezeichnet – was Hohmann offensichtlich zutiefst ablehnt. Anlaß seiner Rede war es also, bestehende Kollektivschuldzuschreibungen dadurch auszuhebeln, daß er das Unstatthafte der Verallgemeinerung möglichst krass veranschaulichte.

Aus diesem Grund fährt er fort: „Meine Damen und Herren, wir müssen genauer hinschauen." Die Juden, die Täter geworden seien, hätten zuvor ihre religiösen Bindungen gekappt, ähnlich wie die Nationalsozialisten. Und er kommt zu dem zentralen Schluß: „Daher sind weder `die Deutschen´, noch `die Juden´ ein Tätervolk. Mit vollem Recht aber kann man sagen: Die Gottlosen mit ihren gottlosen Ideologien, sie waren das Tätervolk des letzten, blutigen Jahrhunderts. Diese gottlosen Ideologien gaben den `Vollstreckern des Bösen´ die Rechtfertigung, ja das gute Gewissen bei ihren Verbrechen. So konnten sie sich souverän über das göttliche Gebot `Du sollst nicht morden´ hinwegsetzen." Weshalb er für eine Rückbesinnung auf religiöse Wurzeln und Bindungen plädiert und für eine Aufnahme des Gottesbezuges in die europäische Verfassung.

Das abgerissene Zitat und das Unterschlagen von Hohmanns Schlußfolgerung führen zu dem Eindruck, daß der Tenor seiner Rede in die exakt entgegengesetzte Richtung geht, als es tatsächlich der Fall ist. Selbst die hochangesehene *Tagesschau* arbeitet hier fahrlässig, wenn sie etwa formuliert: „Der CDU-Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann hat in einer Rede zum Tag der deutschen Einheit Verbrechen während der russischen Revolution mit dem Holocaust verglichen. Im Zuge dessen nannte er die Juden ein `Tätervolk´."

Später formuliert der *Spiegel* zurückhaltender, befördert jedoch auf semantischer Ebene dieselben Assoziationen. So heißt es in einem Folgeartikel: „Hohmann hatte in einer Rede zum Jahrestag der deutschen Einheit Juden in Zusammenhang mit dem Begriff `Tätervolk´ gebracht." Das ist sicherlich richtig. Hohmann hatte ausgeführt, die Juden seien kein Tätervolk. Damit schuf er, wie vom *Spiegel* behauptet, einen deutlichen Zusammenhang: eine Negation. Wenn Bundeskanzler Schröder allerdings über Roland Koch sagen würde, dieser sei wahrlich kein Genie, würde der *Spiegel* dann formulieren, Schröder habe Koch in den Zusammenhang mit Genialität gebracht? Gerade im Bereich politischer Existenz gibt es keinen schwereren Vorwurf als den, Antisemit zu sein. Die Negation eines Zusammenhangs zu unterschlagen, kommt deshalb einem Rufmord gleich.

Die immer wieder als entscheidend betrachtete Frage ist die, ob Hohmanns Rede antisemitischen Charakter hatte. Hier scheinen die Meinungen weit auseinander zu gehen. So betrachtete der Antisemitismusforscher Wolfgang Benz die Ansprache als „Lupenreines Exempel" (*Süddeutsche Zeitung* vom 11. November 2003) für einen antisemitischen Text. Aber Benz Interpretation wird nicht von jedem geteilt, der sich mit der Rede gründlich auseinandersetzte.

Der amerikanische Politikwissenschaftler jüdischer Herkunft Norman Finkelstein äußerte sich am 9. November 2003 bei Sabine Christiansen: „Diese ganze Debatte ist für mich ein billiges Streben nach Sensation, orchestrierte Hysterie. Ich sehe nicht den geringsten Zusammenhang zwischen dem, was in Ausschwitz passiert ist, und der Rede von Herrn Hohmann. In seiner Rede sagt er an keiner Stelle, die Juden seien eine Täterrasse oder ein Tätervolk. Er sagt, die Atheisten, die Gottlosen seien das. Ich weiß nicht, ob die Deutschen die Rede wirklich gelesen haben. Ich habe eine Übersetzung bekommen und habe sie sorgfältig studiert." Andere Personen, die sich an dieser Debatte beteiligt haben, gelangen zu derselben Auffassung – so etwa die mehr als 1600 zum Teil prominenten Unterzeichner der Initiative „Kritische Solidarität mit Martin Hohmann".

Hohmanns Rede enthält nichts, was gewöhnlich als Merkmal des Antisemitismus betrachtet wird: „die Juden" als minderwertige Gruppe zu zeichnen oder zu Sanktionen gegen sie aufzurufen. Es bleibt mithin offen, ob der behauptete Antisemitismus aus der Rede heraus- oder nicht vielmehr in sie hineingelesen wird. Selbstverständlich hat jeder Journalist das Recht, die Rede als „problematisch" oder „umstritten" zu bezeichnen. Auch ist Verfassern von Kommentaren oder anderen Texten, welche erkennbar die Meinung ihres Verfassers wiedergeben, zuzugestehen, daß sie in ihrer Einschätzung scharf werden dürfen, aber Nachrichtenredakteure sind zur Unvoreingenommenheit und Unparteilichkeit verpflichtet. Würden sie diese Zurückhaltung aufgeben, dann wäre die Grenze von der Vermittlung von Informationen überschritten, hin zur politischen Indoktrinierung der Leser. Insofern ist bemerkenswert, wie die führenden politischen Medien unseres Landes auf die Hohmann-Rede Bezug nahmen.

> (1) Der *Spiegel* spricht mehrfach von den „antisemitischen Äußerungen des Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann" oder dem „wegen antisemitischer Äußerungen in die Kritik geratene CDU-Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann".
> (2) Der *Bericht aus Berlin* vermeldet, die Union habe „zum ersten Mal in ihrer Geschichte einen Abgeordneten, nämlich den Abgeordneten Martin Hohmann, wegen seiner antisemitischen Rede und seiner Unfähigkeit, das Problem einzusehen, von der Bundestagsfraktion der CDU/CSU ausgeschlossen".
> (3) Die *Welt* vermeldet am 6. November 2003, daß die Evangelische Kirche „wegen der antisemitischen Rede" einen Fraktionsausschluß Hohmanns fordere, und im folgenden Satz, daß auch Bundeskanzler Schröder Hohmanns „antisemitische Äußerungen" gerügt habe.
> (4) Die *Süddeutsche Zeitung* spricht von einem „wegen seiner antisemitischen Rede umstrittenen Parlamentarier".

Diese Beispiele sind mehr oder weniger zufällig herausgegriffen; sie lassen sich noch durch zahlreiche weitere Texte dieser Art erweitern: *taz* oder der Hessische Rundfunk, die *Stuttgarter Zeitung* oder die *News* der Yahoo-Website: In beinahe allen Medien sind dieselben Begriffsverknüpfungen oder Sinnverkürzungen zu finden.

Im Laufe der Berichterstattung wird so eine eigene Wirklichkeit erzeugt, ganz so, als ob der eine der beiden Interprationsstränge zur Hohmann-Rede zwingend wäre. Suggeriert wird, daß es sich um ein erwiesenes, wenn nicht gar offensichtliches und nicht mehr diskussionswürdiges Faktum handle: Die „antisemitische Rede Martin Hohmanns" steht so auf einer Stufe mit einer Wendung wie etwa „die grüne Bundestagsabgeordnete Claudia Roth" oder „der hessische Ministerpräsident Roland Koch".

Es gibt in der Berichterstattung der Medien allerdings noch andere diskursive Strategien, um eine sehr ähnliche Wirkung zu erzeugen. Manchen Journalisten erscheint es offenbar doch zu gewagt, ihre eigene Meinung so sehr in eine angebliche Sachinformation einfließen zu lassen, wie das viele ihrer Kollegen tun. Sie wählen daher Formulierungen wie „in seiner als antisemitisch kritisierten Rede" (*FAZ*) beziehungsweise „in den als antisemitisch verstandenen Äußerungen" (*Phoenix*, *heute*, *Spiegel*, *n-tv* und viele andere). Wenn man die Berichterstattung über Möllemanns Äußerungen mit der über Hohmanns Äußerungen vergleicht, fällt einem auf, daß Abmilderungen wie diese nun wesentlich häufiger vorkommen.

Antisemitismus an der Uni!!

Zur Haltung des Rektorats und zum Antisemitismus in der Uni

Das Rektorat der Uni-Bielefeld hat dem AStA und der Antifa AG in einem vom Rektorat eingeleiteten, inoffiziellen Gespräch zu verstehen gegeben, dass man das Buch „Jüdischer Bolschewismus" von Dr. Johannes Rogalla von Bieberstein (Fachreferent der Uni-Bibliothek) auf strafrechtlich relevante, volksverhetzende Inhalte prüfen werde. Man sehe allerdings wenig Aussichten auf disziplinarrechtliche Konsequenzen bzw. eine Entlassung Biebersteins. Ansonsten wolle man möglichst schnell aus den Schlagzeilen heraus kommen und die Debatte so leise wie möglich beenden, um dem Uni-Image nicht zu schaden. Wir sehen hierin genau das Problem! Mit Antisemitismus will man sich in Deutschland nicht auseinander setzen. Man verschließt lieber Augen und Ohren, wenn es irgendwie möglich ist, und versucht jeglichen Antisemitismus zu übersehen, reagiert nur wenn es nicht mehr anders geht auf öffentlichen Druck.
Vielleicht wissen diese Menschen (oder nehmen es unbewusst wahr), dass in einer öffentlichen Debatte, die sich dem Antisemitismus offensiv entgegenstellt, erschreckendes zu Tage käme. Wieso sonst könnte eine öffentliche Debatte über das Thema Antisemitismus dem Image der Uni schaden? Sie kann der Uni nur dann schaden, wenn dabei festgestellt wird, dass Bieberstein und Hohmann keine isolierten Randfiguren sind, sondern zu Teilen der Gesellschaft und damit auch einigen der Menschen (sowohl Studierenden als auch Lehrenden und anderen Angestellten) an der Uni zählen, die Antisemitismus gutheißen und verbreiten.
Wie wichtig eine öffentliche Debatte über Antisemitismus ist, zeigt sich schon daran, dass es Drohungen gegen den Reporter der NW-Artikel gibt und, neben zahlreichen antisemitischen Leserbriefen, sich auch an der Uni AntisemitInnen zu Wort melden.
So sind bereits mehrere Flugblätter aufgetaucht, die Bieberstein unterstützen, und z.B. von einer „Hexenjagd" (in der Mensa am 14.11. ausgelegtes Flugblatt zweier Soziologie-Studierender) auf ihn sprechen. Bemerkenswert ist, dass sich einzelne Studierende durch diese Thematik so stark angegriffen fühlen, dass sie ein Flugblatt zur Verteidigung Biebersteins verfassen, vervielfältigen und verteilen.
Auch die emeritierte Prof. Dr. Ruth Römer (ehemals LiLi-Fakultät), springt Bieberstein zur Seite. Sie bezeichnet, in einem an den Rektor adressierten und den Senatsmitgliedern zugestellten Brief, diejenigen, die Bieberstein angegriffen haben, als „linksfaschistische Menschenjäger sowohl in der Universität als auch in der Presse, nämlich der NW", die über Bieberstein herfielen, dass es „an die schlimmsten Jahre der deutschen Geschichte erinnert". Sie macht keinen Hehl daraus, wessen Geistes Kind sie ist, wenn sie die Judenverfolgung im 3.Reich damit vergleicht, was hier an der Uni gegen Antisemitismus getan wird. Sie vollzieht die totale Verkehrung der Geschichte und formuliert dabei so offen, wie man es von Bieberstein nicht gewohnt ist.
Es gibt also nicht nur einen „Sonderling" (NW vom 13.11. 2003) an der Universität, der eine vereinzelte antisemitische Position bezieht. Es gibt, man bekommt es täglich mehr zu spüren, ein gesellschaftliches und damit auch universitäres Phänomen, mit dem Namen Antisemitismus, das sich ausbreitet und gefährlich ist. Daher muss es entschieden bekämpft, d.h. auch offen thematisiert, werden. Wer sich vorrangig um das Image der Uni schert, nimmt das Problem nicht ernst und unterstützt damit, ob gewollt oder ungewollt, den Antisemitismus.



be informed: ag.antifa.net

Interessantes aus Bielefeld: Flugblatt Antifa AG

Das Problem bei diesen Abmilderungen bleibt indes, daß sie nur Tünche sind. Auffälligerweise fehlt bei den fraglichen Wendungen regelmäßig das semantische Subjekt: Es ist eben nicht von „den von Paul Spiegel als antisemitisch verstandenen Äußerungen" oder den „von Wolfgang Benz als antisemitisch kritisierten Äußerungen" die Rede. Stattdessen wird beim Rezipienten der Eindruck erweckt, daß alle oder zumindest der weit überwiegende Teil der Zuhörer/Leser Hohmanns Äußerungen als antisemitisch verstanden habe. Daß man nach derselben semantischen Logik von „den nicht als antisemitisch verstandenen Äußerungen" hätte sprechen können, indem man hier eben auch das semantische Subjekt (beispielsweise Norman Finkelstein) wegläßt, wird bei der flüchtigen, naiven Aufnahme von Sätzen wie diesen gar nicht klar.

Viele Autoren suggerieren eine (Volks-)Gemeinschaft, wo überhaupt keine besteht. So behauptet etwa Axel Vornbäumen in der *Frankfurter Rundschau*: „Die erste Empörungswelle rollt über das Land. Alle finden es unerträglich." Wer „alle" ist, wird nicht enträtselt. Alle, mit denen Vornbäumen in der Redaktion über das Thema gesprochen hat? Ähnlich wie bei Möllemann belegen Meinungsumfragen trotz des hier skizzierten Sperrfeuers der Medien ein weit differenzierteres Bild im Hinblick auf die Auffassungen der Bevölkerung. Man kann sogar von einem „doppelten Meinungsklima" (Elisabeth Noelle-Neumann) sprechen, wenn man die massiven Angriffe aus den Spitzen von Politik und Gesellschaft vergleicht mit der Zustimmung, die Hohmann an der Basis widerfährt. Laut einer Forsa-Umfrage etwa teilt sich die Zahl der Befragten ziemlich exakt bei der Frage, ob Hohmann nach seinen Äußerungen noch in der Partei bleiben dürfe. Die *Süddeutsche Zeitung* vermeldet gar unter Bezug auf eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts infratest-dimap: „Auf die Frage, ob Aussagen wie in der Hohmann-Rede `in Deutschland heute möglich sein müßten, ohne daß man gleich als Antisemit verurteilt wird´, antwortete jeder zweite CDU-Anhänger (49 Prozent) mit Ja; 44 Prozent teilten diesen Standpunkt nicht. Unter der Gesamtbevölkerung sprachen sich 42 Prozent der Befragten für die Hohmann-Äußerungen aus."

Elisabeth Noelle-Neumann: *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*, zuletzt München 2001.

Bei ihren eigenen Umfragen indes greift die *Süddeutsche Zeitung* zu Wahlverfahren, wie wir sie eher von den Blockparteien sozialistischer Staaten kennen. So dürfen sich die Besucher ihrer Website bei der Frage „Soll die Union Hohmann rauswerfen?" entscheiden zwischen „Nein, die Rüge reicht" (wurde am meisten gewählt), „Ja, und zwar aus Partei und Fraktion", „Nur aus der Bundestagsfraktion", „Nur aus der CDU" sowie „Ist mir egal". Bezeichnenderweise gab es keine Möglichkeit, mit der man durch seine Antwort signalisieren konnte, entweder mit Hohmann einer Ansicht oder aber anderer Ansicht zu sein, seine Äußerungen aber als Teil der Meinungsfreiheit überhaupt nicht, also nicht einmal mit einer Rüge,

sanktioniert sehen zu wollen. Ausgerechnet die Vortäuschung einer offenen Meinungsumfrage wurde hier verwendet, um es als gegeben darzustellen, daß die Vorwürfe gegen Hohmann schon ihre Berechtigung hatten – 42 Prozent der Bevölkerung, die das anders sahen, zum Trotz.

Alexander von Stahl: *Kampf um die Pressefreiheit. Chronologie eines Skandals*, Berlin 2003.

Ähnlich wie beim Fall Jürgen Möllemanns nutzten die Medienmacher noch ein weiteres Mittel, das eigentlich für kontroversen Meinungsaustauch steht, um einen in Wahrheit nicht vorhandenen Grundkonsens zu suggerieren: die politische Talkshow. Normalerweise ist dieses Format dazu gedacht, daß unterschiedliche Standpunkte aufeinanderprallen und in der Diskussion miteinander entweder versucht wird, gemeinsam einer Wahrheit näherzukommen oder zumindest den Zuschauer über die verschiedenen Perspektiven zu informieren, in denen man ein Problem sehen kann, um ihn durch die vorgetragenen Argumente zu ermuntern, sich einer dieser Perspektiven anzuschließen. Daß in Talkshows tatsächlich häufig nur rhetorische Sprechblasen ausgetauscht werden, ist bekannt und bedarf hier keiner näheren Erörterung.

Das war aber auch im Zusammenhang mit der Hohmann-Affäre der Fall. Im *ARD-Presseclub* vom 9. November 2003 verurteilten unter der Moderation von *WDR*-Intendant Fritz Pleitgen sämtliche eingeladenen Journalisten Hohmanns Äußerungen einhellig als „antisemitisch“. Abweichler von dieser Meinung hatten offenbar keine Gelegenheit erhalten, sich zu äußern. Auf ähnliche Weise suchte wenige Tage später, am 13. November, Maybrit Illners *Berlin Mitte* einer Kontroverse zu entgehen. Jürgen Rüttgers befand dort, Hohmann habe der Union „unsäglich“ geschadet, Heiner Geißler bekundete Zustimmung zu Hohmanns Rauswurf aus der Bundestagsfraktion der Union, Peter Struck rechtfertigte die Entlassung Günzels, der Hohmann zugestimmt hatte, und der Schriftsteller Rafael Seligmann attackierte Hohmann unwidersprochen auf persönlicher Ebene: „Im Endeffekt ist dieser Mann inhuman. Er ist ein Hetzer und deshalb hat er in keiner demokratischen Partei etwas zu suchen.“ Der Verfasser fühlte sich bei diesen und ähnlichen Sendungen wie bei einem jener Schauprozesse, die in totalitären Staaten üblich sind: Sämtliche Teilnehmer vertreten die Anklage, niemand die Verteidigung, und zum Abschluß folgt – wenig überraschend – der Schuldspruch.

In einer Gesellschaft, die sich so viel auf Kommunikation und Empathie zugute hält, war das Verhalten gegenüber Martin Hohmann niemals von Gesprächs- oder Verständigungsbereitschaft bestimmt. Stattdessen kam es zu einer Eskalation der Darstellung des in Frage stehenden Sachverhalts, die von der inhaltlichen Kritik sehr schnell zu einer Hetzjagd gegen den Menschen Hohmann wurde. Man kann die Schritte, die dazu notwendig waren, folgendermaßen charakterisieren:

(1) Am Anfang steht das, was ich im bisher Gesagten dargelegt habe: Die Interpretation der Rede als „antisemitisch” wird durch die vorgestellten Techniken als allgemeingültig etabliert. Eng damit verbunden ist die Behauptung, die Rede sei als antisemitische Rede angelegt und geplant gewesen. Wer so kritisiert, argumentiert mit der Behauptung, Hohmann habe sich zwar verbal von der unterstellten Aussage (Juden seien ein Tätervolk) distanziert, er habe diese Distanzierung jedoch nur vorgetäuscht, damit man ihm nichts Entsprechendes anhängen könne. Diese Annahme ist letztlich weder zu beweisen noch zu widerlegen und bietet ein gutes Beispiel für die „Herrschaft des Verdachts“ (Hegel), bei der die Richter hinter den Aussagen das Angeklagten dessen eigentliches Meinen selbst bestimmen. Verteidigung ist dadurch unmöglich geworden. Dementsprechend wurde die Behauptung, Hohmann habe sich nur vordergründig entschuldigt, durch den Hinweis unterfüttert, daß dieses beanstandete Verhalten für die Neue Rechte typisch sei. In einem zweiten Schritt vollzieht sich eine Vereinfachung und Emotionalisierung. So heißt es etwa im *Spiegel*: „Als Martin Hohmann in Neuhof gegen `die Juden´ hetzte, klatschten 160 Menschen.“ Der Eindruck, der beim Leser dieses Satzes suggeriert wird, ist der eines polemischen, vielleicht bierseligen Agitators, der sein Publikum zu Haß gegen Juden aufstachelt und von diesem dafür zustimmenden Beifall erhält. Wieder erscheinen „die Juden“ in Gänsefüßchen, als sei diese Kollektivbildung ein durchgängiges Zitat in der Hohmann-Rede. Zugleich werden die Men-

Klaus J. Groth/Joachim Schäfer: *Stigmatisiert. Der Terror der Gutmenschen*, Unna 2003.

schen, die Hohmann applaudierten, eben weil sie in seinen Äußerungen nichts Antisemitisches erkannten, in den Skandal eingemeindet: Wer Hohmann applaudierte, ist entweder selbst ein Judenhasser oder schlicht zu dumm, um die Hetze zu durchschauen.

(2) Als nächstes wird Hohmanns Rede mit unbestritten antisemitischen Delikten gekoppelt. So schreibt Wolfgang Benz in der *Frankfurter Rundschau*: „Entgegen der im Hohmann-Skandal oft und gern geäußerten Vermutung, Antisemitismus sei in Deutschland ein in kontinuierlichem und neuerdings raschem Wachstum befindliches Phänomen, zeigen seriöse Meinungsumfragen keinen solchen Trend. Im Gegenteil. Freilich steht der langfristigen tendenziellen Abnahme die Vehemenz einzelner Manifestationen gegenüber, sei es durch Gewalt- und Propagandadelikte, sei es durch die bislang einzigartige Artikulation antisemitischer Stereotypen durch einen Angehörigen der politischen Elite des Landes, den nunmehr fraktionslosen Abgeordneten Martin Hohmann." Hier erscheinen „Gewalt- und Propagandadelikte" wie Körperverletzungen, Schändungen von Friedhöfen und rassistische Schmierereien in einem Atemzug mit Hohmanns Äußerungen. Durch die sprachliche Verknüpfung in einem Satz wird außerdem inhaltlich Nähe hergestellt. Dazu dient auch die Extrem-Skandalisierung „bislang einzigartige Artikulation antisemitischer Stereotypen", in der die Vorwürfe hyperbolisch bis ins Allerhöchste hinein gesteigert werden.

(3) Im folgenden Schritt wird Hohmann in seiner gesamten Persönlichkeit auf die umstrittenen Passagen seiner Rede reduziert. Dies geschieht etwa, wenn das Boulevardblatt *Bild* als Deutschlands meistgelesene Zeitung schlagzeilt „CDU-Politiker fordern: Der Hetzer muß die Partei verlassen" oder „Merkel wirft CDU-Hetzer raus!". In den begleitenden Artikeln wird Hohmann mehrfach und immer wieder als „Hetzer" apostrophiert. Aus einem Mann, der Äußerungen tätigte, die manche für antisemitisch hielten, andere nicht, war für die öffentliche Wahrnehmung der „Hetzer Hohmann" geworden. Die Ausgrenzung erreichte nun eine beängstigende Nähe zur medialen Vernichtung eines Menschen.

Kardinal Lehmann wies die Behauptung als falsch zurück, er habe Hohmann einen „Sündenbock" geheißen. Dabei wäre dieser Vergleich gar nicht so falsch gewesen. Der Sündenbock war ein Tier, das mit der Schuld der ganzen Gemeinschaft beladen und hinaus in die Wüste geschickt wurde, um stellvertretend für alle zu büßen. Das war exakt die Rolle, die Hohmann für viele erfüllte. Auf ihn als Einzelnen wurden etliche Rassismen, Verdrängungen, Schuldgefühle, Ängste, Aggressionen und was noch alles im deutschen Wesen herumirrt projiziert und stellvertretend ausgetrieben. Und es mochte gut möglich sein, daß auch Hohmanns Kritiker lediglich versuchten, mit der Last der deutschen Schuld fertig zu werden: Indem sie besondere Verve und Erbarmungslosigkeit darauf verwendeten, einen Menschen niederzumachen, dessen Äußerungen auch nur in die Nähe von Judenfeindschaft kamen, versicherten sie sich ihrer eigenen absoluten Unschuld. Vielleicht kann man in diesen Überreaktionen einen aus der Bahn geratenen Versuch verstehen, Buße zu tun. Dieser Versuch wird aber weder dem Menschen Hohmann noch dem Problem Antisemitismus gerecht.

„Hauptsache, Sie verlieren als ehemaliger Fallschirmjäger jetzt nicht die Nerven" unkte Tobias Kaufmann höhnisch in einem mit „Tschüss, Herr Hohmann" betitelten offenen Brief, der unter anderem im *Kölner Stadtanzeiger*, in der *Jüdischen Allgemeinen* und auf der *Homepage* Henryk M. Broders veröffentlicht wurde. Möllemanns Selbstmord und die Gefahr, daß Hohmann dazu getrieben werden könnte, sich ebenfalls etwas anzutun, verkommen hier zur makabren Schlußpointe.

Kälteschock – Gehlenlektüre und Gegenwartsanalyse

von Götz Kubitschek

Von Arnold Gehlen gestellt worden zu sein, ist ein seltsamer Zustand. Es ist erhebend, seine Gedanken zu begreifen. Es ist faszinierend, anhand seiner Maßstäbe die Ausdrucksformen menschlichen (vor allem: politischen) Handelns neu zu deuten. Aber gleichzeitig ist es beängstigend, die Ausbreitung des kalten Denkens im eigenen Gehirn letztlich nur beobachten zu können und zu sehen, daß der romantische Impuls als bisher gültige Disposition wie ein Krümel von der Tischplatte gefegt wird.

Karlheinz Weißmann: *Arnold Gehlen. Vordenker eines neuen Realismus*, Schnellroda 2000.

Dabei gibt es doch an Verhaltenslehren der Kälte in Deutschland keinen Mangel, die Jünger- oder Bennlektüre war wuchtig und befremdend, weil sie mit ätzendem Spott dort jede Gemütlichkeit zerstörte, wo sich Kraftlosigkeit als Rückzug in den kulturellen Bereich tarnen wollte. Der frühe Jünger und Benn: Auch ihre Sätze verbreiten keine Nestwärme, sie desillusionieren und vereinzeln den Leser und lassen ihn – wenn auch nicht auf verlorenem Posten – in weit vorgeschobener Linie zurück. Jedoch wohnt beiden ein Pathos der Vereinzelung inne, und Benn steigert sich gerade in den Texten, die den „kalten Stil“ begrüßen, in einen unverwechselbaren, sprachlichen Rausch.

Aus Arnold Gehlens Arbeiten zur philosophischen Anthropologie und Soziologie aber ist jedes Wärmerestchen zugunsten eines Kälteblicks gewichen, der keine Ausflüchte zuläßt. Wer Gehlens Grundlegungen gelesen hat, kann sich über das Wesen des Menschen und über die praktischen Ableitungen daraus keine Illusionen mehr machen. Mit Gehlen hat die politische Rechte jenen Anti-Rousseau, den sie für ihre Gegnerbekämpfung eigentlich so dringend benötigt. Und es sagt viel über die Rechte in Deutschland aus, daß sie sich Gehlen nicht stellt.

Arnold Gehlen wurde vor hundert Jahren, am 29. Januar 1904, geboren, studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie und wurde nach Promotion und Habilitation am 1. November 1934 Professor für Philosophie in Leipzig. Er wandte sich in den folgenden Jahren der Soziologie zu, die in Deutschland nicht als eigenständiges Fach, sondern nur in Forschungsinstituten existierte.

1940 erschien *Der Mensch*, sein großangelegter Versuch, die Philosophie als „Wirklichkeitswissenschaft“ neu zu begründen und ihr auf diesem Wege die Deutungshoheit zurückzugeben, die sie über Jahrhunderte innehatte. Denn daß die großen systematischen Entwürfe mit den empirisch erworbenen Erkenntnissen aus Politik und Naturwissenschaft nicht mehr Schritt hielten, hatte Gehlen in seinem Amt als Philosophieprofessor in Leipzig (1934), Königsberg (1938) und Wien (1939) erkannt. Einen Ausweg sah er darin, aus den anthropologischen Konstanten des Menschen unveränderbare Verhaltensmuster abzuleiten und über die Deutung dieses „So-sein-Müssens“ das menschliche Sein empirisch zu begründen.

Gehlen, Arnold: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, zuletzt Frankfurt 1998.

Die Schlüsselbegriffe – deren Herleitung Hunderte von Seiten beansprucht – sind bei Platon, Herder, Scheler und anderen bereits vorgedacht, bei Gehlen jedoch mit unübertroffener Präzision in ein zwingendes Verhältnis gebracht und gedeutet: Der Mensch sei ein „Mängelwesen“, im Vergleich zum instinktsicheren Tier „unspezialisiert“, „weltoffen“ und „unsicher“ angelegt und damit wesensmäßig, von Natur aus, gezwungen, sich zu verhalten „zu sich selbst, lebensnotwendig, wie dies kein Tier tut. Nicht zum Spaß und nicht zum Luxus des Nachdenkens, sondern aus ernster Not.“ Der Mensch hat also handelnd stets die Umwelt zu „entgiften“, es ist dies sein prometheischer, kulturschaffender Auftrag: Denn als Natur-Mensch ist der Mensch undenkbar, und deshalb lautet Gehlens antirousseauistische Formel: „Die Natur des Menschen ist die Kultur“. Der ganze Gehlen kann von hier aus abgeleitet werden, und es ist faszinierend und von großem Wert, daß den optimistischen Gesellschaftsentwürfen der linken Politik-Labor-Arbeiter ein realistisches Denkgebäude entgegengestellt werden kann: systematisch, folgerichtig und weit davon entfernt, nur aus klug formulierten Bruchstücken zu bestehen.

Noch in *Der Mensch* führt Gehlen aus, daß allen Kulturtechniken, die der Mensch entwickelte, der Antrieb zugrunde liege, die ständige Bedrängung durch Eindrücke, letztlich: die „Wirkungsmacht“ der Welt zu bannen. Von Johann Gottfried Herder übernahm Gehlen Überlegungen zur zentralen Bedeutung der Sprache in diesem Zusammenhang: Bezeichnungen zwischen sich und die Umwelt zu bringen, bedeutet, sich Distanz zu verschaffen und sich vom unmittelbaren Eindruck zu entlasten.


Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, Berlin 1772.

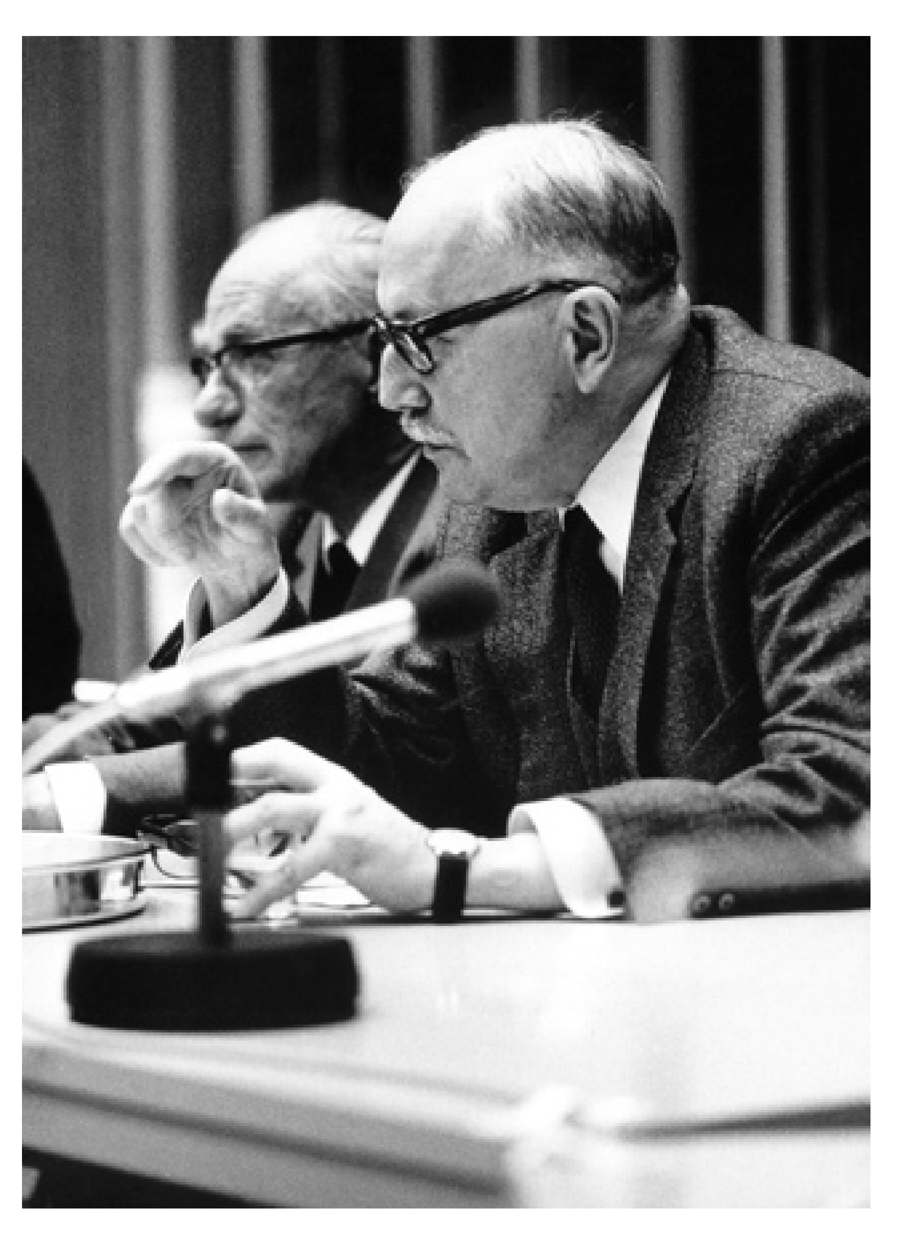
Es ist der Begriff der „Entlastung“, der zu Gehlens Institutionenlehre und damit zu seinem zweiten Hauptwerk, zu *Urmensch und Spätkultur* überleitet. Darin führt er aus, daß der Mensch ein „instinktähnliches Bedürfnis nach Umweltstabilität“ habe, was nichts anderes bedeutet, als daß er bestimmte Verhaltensweisen gegen die bedrängende Umwelt nicht jedesmal wieder neu erfinden muß, sondern aus einem eingeübten Bestand an Kulturtechniken auswählen kann.

Gehlen, Arnold: *Urmensch und Spätkultur*, Bonn 1956.

Solche auf Dauer gestellten Handlungen sind Institutionen, und in dieser simpel klingenden Feststellung steckt Anti-Rousseauismus von



Die kalte Ordnung der Moderne: Bibliotheksturm der Universität Gent von Henry van de Velde, 1935/39



Gehlen bei einer Podiumsdebatte zusammen mit Ernst Forsthoff, 1972.

gewaltiger Wucht: Gehlen spricht dem einzelnen Menschen ab, in jeder Situation „sachgerecht“ handeln zu können. Die „Außenstabilisierung“ einer Gesellschaft kann nur dann von Dauer sein, wenn ihre einzelnen Mitglieder eine Erziehung im Sinne der institutionellen Organisation erfahren. Was hier aufgeworfen wird, sind die Fragen nach den Grenzen der Freiheit des Einzelnen vor den Ansprüchen des Ganzen, nach Erziehungsmodellen, Hierarchien, Verboten, nach der Disziplinierungsmacht und der Gefahr der Erstarrung.

Vor allem aber ging es Gehlen um die Frage, wie die für lebensnotwendig erachteten Institutionen in ihrem Bestand gesichert werden könnten. Er löste die Frage, indem er von einer religiösen Scheu vor der Verletzung eines Gesetzes sprach, ohne die der Respekt vor den Institutionen nicht zu erklären sei. Gehlens Herleitung der Institutionen geht auf die Entstehung des Tabus, des Kults und des Totems zurück, von dort komme ihr numinoser Aspekt, und wenn dieser heute beseitigt sei, lasse sich dennoch keine Institution auf Dauer denken, die nicht in irgendeiner Weise „überdeteminiert“ sei, also: mehr bedeute als reine Zweckerfüllung.

Schüßlburner, Josef: *Kampfinstrument Antisemitismus-Vorwurf. Vom „Verfassungsschutz“ zur Staatsreligion*, Starnberg 2003.

Ohne das Vokabular Gehlens zu strapazieren, läßt sich auch der „Fall Hohmann“ anhand vor allem dieses Aspekts der Institutionenlehre interpretieren. Wenn Joschka Fischer und andere vom Holocaust als dem Gründungsmythos der Bundesrepublik Deutschland sprechen und darin einen alle politischen Bereiche mitprägenden Auftrag sehen, haben wir es mit einer Institution ersten Ranges zu tun. Ihre stabilisierende Wirkung ist außerordentlich, ihre Überdeterminiertheit durch Geschichtsschreibung und Gedenkriten vollzogen, ihr numinoser Aspekt gesetzlich abgesichert. Wer wie Hohmann ans Tabu rührt –, und dabei genügt es, den heiligen Bezirk als Unerwünschter zu betreten – kann aus Gründen der Bestands-

sicherung der Institution mit Gnade nicht rechnen. Beinahe zynisch klingt es in diesem Zusammenhang, wenn Gehlen von der „wohltätigen Fraglosigkeit“ spricht, die durch die „Innenstabilisierung“ einer Gesellschaft über starke Institutionen erreicht werde.

Daß Gehlen die Institutionen insgesamt in Gefahr sah und ihren Untergang mit geradezu prophetischem Blick vorausahnte, führt zum Kern seines kalten Denkens. Gehlen hat den Menschen begriffen wie kaum ein anderer, wenn er ausführt, daß gut funktionierende Institutionen letztlich den Beginn ihrer Zerstörung aus sich selbst heraus gebären. Niemals in der Geschichte hat die Entlastung des Menschen durch institutionell organisierte Handlungsabläufe so gut funktioniert wie in der Gegenwart. Not in materieller Hinsicht ist so vollständig gebannt, daß der moderne Mensch Luxusgüter für Grundbedürfnisse hält und eine Freiheit zum folgelosen Experiment vorfindet, die jeder Anstrengungsbereitschaft fordernden Institution den Boden gründlich und schnell entziehen mußte.

Es sind diese Auflösungstendenzen in Familie, Recht und Ordnung, Arbeitsethik, Religion, Tradition, Sitte undsoweiter, die einem konservativ angelegten Menschen schwer im Magen liegen. Auch Arnold Gehlen hat aus seinem Unbehagen und seinem Ekel vor dem freigelassenen Menschen keinen Hehl gemacht. Jedoch kommt sein Kälteblick auch hier zum Tragen, wenn er sagt, daß es letztlich keine Kulturkritik gebe, die gegen jene Tendenz in Stellung gebracht werden könne. Wie recht er mit diesem Gedanken hat, zeigt ein Blick auf das so beliebte Lamentieren über die Zustände. Im Ergebnis wären aber die meisten kulturkritischen Gegenvorschläge bloß eine Verschiebung der eher „linken“ hin zu einer eher „rechten“ Verhausschweinung.

Gehlen hat mit seiner Position so etwas wie einen „technokratischen Konservatismus“ begründet: utopiefeindlich, realistisch, empirisch begründbar. Hierzu gehört, daß mit den gegebenen Umständen gelebt werden muß. Das klingt banal, stellt jedoch schwerwiegende Fragen an jene, die Deutschland als geschichtlich manifestiertes Gebilde wenigstens durchhalten, besser aber in ein neues, spezifisches Selbstbewußtsein versetzt sehen möchten. Gehlen würde vielen, die es gut meinen, selbstverschuldeten Machtverlust nachweisen und diesen Zustand als Dekadenz bezeichnen, „als die Unfähigkeit bzw. Unwilligkeit eines Volkes, die sachlich akuten Aufgaben zu sehen und deren Gesetze in sich selbst rational, zweckhaft und systematisch zur Geltung zu bringen, sei es auch unter bewußter Opferung von Werten, deren Festhalten mit der Aufgabe sachlich unverträglich wäre. Dies ist der Weg zur Größe“.

Gehlen, Arnold: *Moral und Hypermoral. Für eine pluralistische Ethik*. Frankfurt 1969.

Und es folgt einer dieser Analysen, die Gehlen so spröde und unbarmherzig machen: „Kultur dagegen ist doppelsinnig: sie kann die Verklärung der Größe eines Volkes sein, aber auch die Lebensform der Entmachteten.“ Es sind solche ätzenden Einsichten, die als vehementer Rückruf in die Politik verstanden werden müssen. Gehlen hat nicht grundlos sein ganzes Gewicht in die politische Waagschale geworfen, als er sah, daß im Gefolge des Jahres 1968 „wieder ein Schritt vorwärts auf dem Wege der Enthemmung einer fürchterlichen Natürlichkeit“ gemacht werden würde. Über die Absicht und die Wirkung seines letzten großen Werks *Moral und Hypermoral* handelt der Beitrag von Karlheinz Weißmann auf den Seiten 48/49 in diesem Heft. Und erstmals ist in den Ausführungen Gehlens so etwas wie ein persönlicher Klang, eine traurige Endgültigkeit im Blick auf die deutsche Entwicklung, konzentriert auf den Begriff des „Staats“: „Seit der Antike bezeichnet das Wort ein Gebilde, dessen Sinn letzten Endes nur als rational organisierte Selbsterhaltung eines geschichtlich irgendwie zustande gekommenen Zusammenhangs von Territorium und Bevölkerung bestimmt werden kann … Es ist die bedeutendste geschichtliche Leistung einer Nation, sich überhaupt als eine so verfaßte geschichtliche Einheit zu halten, und den Deutschen ist sie nicht geglückt.“

Das Gewicht der Argumentation Gehlens ist gewaltig. Er setzt dort den Schlußstrich, wo gegenwärtiges, auf die deutsche Nation bezogenes Handeln noch einmal ansetzen will. Und als Gehlen 1976 starb, war die so vollständige Ausräumung des nationalen Gebäudes noch nicht einmal absehbar. Jedoch ist die Entscheidung, die Nation (noch) zu halten, etwas, das grundsätzlich entschieden werden muß und auf das hin dann alle Handlung ausgerichtet ist. Auch Gehlen hätte zugestimmt, daß sich dieses Handeln zunächst gegen bestehende Institutionen wird richten müssen.

Institution und Subjektivität – Die Tragik Gehlens und der Marxisten

von Reinhard Pitsch

Wenn es darum geht, die Rezeption Arnold Gehlens durch die „Linke" darzustellen, ist es notwendig, eine Grenze zu ziehen und das Uninteressante vom Interessanten zu scheiden: Es soll hier nur die Rezeption beziehungsweise die Diskussion Gehlens durch die „Lukács-Schule" vorgestellt werden. Daß die Schulmarxisten der DDR, getrieben von der Erfordernis der Popularität im 68er –Milieu, Gehlens NS-Vergangenheit demagogisch nutzten, daß die „Frankfurter Schule", ungeachtet der angestrebten Nähe ihres Cheftheoretikers Adorno zum Nationalsozialismus („unbeschreiblich erbärmlich" – Hannah Arendt an Jaspers), dieselbe Demagogie betrieb, kann hier nur am Rande vermerkt werden. Im Wesentlichen also geht es um die Gehlen-Rezeption durch Lukács, Kofler und Harich.

Georg Lukács (1885–1971), der wohl bedeutendste marxistische Philosoph des 20. Jahrhunderts, Jugendfreund von Paul Ernst, war mit seiner *Theorie des Romans* früh hervorgetreten. 1918 zum Marxismus konvertiert, 1923 Autor von *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Ästhetiker und Philosoph des Marxismus, ist er vor allem durch sein Spätwerk wichtig: die *Ästhetik* (1963) und die postume *Ontologie des gesellschaftlichen Seins*. Die beiden letztgenannten Werke waren als Grundlegung einer Ethik gedacht und sind dem Zeitgeist entgegenlaufende Fundamentalwerke. Nach dem Versuch, „die deutsche Arbeiterbewegung" mit Engels als die „Erbin der deutschen klassischen Philosophie" – vor allem Hegels – zu identifizieren (*Geschichte und Klassenbewußtsein*, 1923) und nach der Idee, den Irrationalismus in der deutschen Philosophie von Schelling bis Heidegger aufzudecken (*Die Zerstörung der Vernunft*, 1954), entwickelte Lukacs in seinem Spätwerk schließlich das eigene System: Ontologie und Ethik als Ergänzung der Ästhetik.

Leo Kofler (1907–1995), „marxistischer Einzelgänger", so seine Selbstbeschreibung, beschäftigte sich seit seiner Studienzeit beim Austromarxisten Max Adler mit Anthropologie. Im Juli 1938 emigrierte er in die Schweiz, von wo er im September 1947 in die Sowjetische Besatzungszone übersiedelte und dort eine Lehrtätigkeit an der Universität Halle aufnahm. Im Zuge der Stalinisierung von SED und DDR geriet Kofler mit seinem antibürokratischen Marxismusverständnis ab 1949 ins Kreuzfeuer der

Leo Kofler: *Die Nation – Zukunft und Verpflichtung. Gedenken zum Tag der Deutschen Einheit*. in: *Nienburger Hefte zum 17. Juni*, Nienburg 1987.

Parteiinstanzen. Nach öffentlicher Kritik und demonstrativem Austritt aus der SED wurde er Anfang 1950 beurlaubt und zum „ideologischen Schädling" erklärt. Nach Berufsverbot und Verhaftungsdrohungen floh er Ende 1950 über Westberlin nach Köln. In den sechziger Jahren übte Kofler zunehmende Kritik am „Marxo-Nihilismus" der Frankfurter Schule um Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas. Adorno verhinderte engagiert eine Professur Koflers, der von 1972 bis 1991 eine Lehrtätigkeit an der Ruhr-Universität Bochum ausübte. In der Arbeit Koflers ergaben sich über den jahrzehntelang andauernden Kontakt zu Günter Maschke auch Berührungspunkte zum deutschen Neokonservatismus.

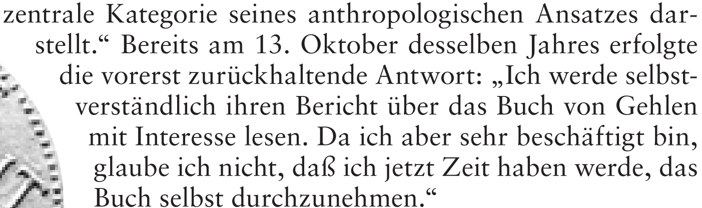
Wolfgang Harich (1923 – 1995) promovierte 1951 mit einer Arbeit über Johann Gottfried Herder, lehrte im Anschluß an der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin bis 1956 das Fach Geschichte der Philosophie und nahm zeitweilig (1951-1954) eine Professur wahr. Zusammen mit Arthur Baumgarten, Ernst Bloch und Karl Schröter rief er 1952 die *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* ins Leben, deren Mitherausgeber und Chefredakteur er bis 1956 war. Angesichts der Situation Deutschlands nach dem verlorenen Krieg betonte er, daß Nationen nicht willkürlich geteilt werden könnten. Harich wurde am 29. November 1956 – kurz nach dem Ungarn-Aufstand – verhaftet. Am 9. März 1957 verurteilte ihn der Oberste Gerichtshof der DDR wegen „Bildung einer konspirativen, staatsfeindlichen Gruppe" zu zehn Jahren Zuchthaus. Er verbüßte bei Anrechnung der Untersuchungshaft mehr als acht Jahre in Haftanstalten in Berlin und Bautzen, davon sieben Jahre in Einzelhaft. Harich, der sich immer und bis zu seinem Tode eindeutig zum Marxismus bekannte, blieb auch nach seiner Haft mit der Geschichte der Philosophie befaßt, war um eine großangelegte marxistische Würdigung Nicolai Hartmanns bemüht, wollte die Gedanken von Georg Lukacs weiterführen sowie verteidigen und veröffentlichte 1987 einen vehementen Beitrag gegen das Umsichgreifen der „Nietzsche-Renaissance". 1991 erhielt Harich für ein Semester einen Lehrauftrag an der Philosophischen Fakultät der FU Berlin und gründete im Oktober 1992 eine „Alternative Enquetekommission Deutsche Zeitgeschichte" mit dem Ziel, die „falsch laufende" Beschäftigung mit der DDR-Vergangenheit zu korrigieren und so die „nationale Aussöhnung" zu fördern.

Neben den drei genannten können auch andere Denker, Peter Ludz etwa oder Wolfgang Abendroth, dieser „Lukács-Schule" zugerechnet werden. Sie alle zeichnet aus, daß ihnen billiger Konsens ebenso fern lag wie politische Korrektheit, mehrheitsfähiger Antifaschismus, Lobpreis von *freedom and democracy* oder gar Amerikanismus. Die vorurteilslose Untersuchung von Fakten, unabhängig davon, ob sie zu den Schemata oder zu den Wünschen der „Ideologie" paßten, sowie ein solider Materialismus, die Bevorzugung des Seienden gegenüber dem Gewünschten, dem Sein-Sollenden, der Utopie – sind ihre *differentiae specificae* gegenüber der ethisch, kulturell und intellektuell entgrenzten Mafia des „Fortschritts". Stets auf das „Erbe" bedacht, Homer, Dante, Goethe gegenüber Proust, Kafka und Joyce verteidigend, mußten sie nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch innerhalb des Marxismus anecken. Es ist kein Zufall, daß Arnold Gehlen ihr bevorzugter Widerpart war – und das Verhältnis war keineswegs einseitig.

Wolfgang Harich hat die Gehlen-Rezeption der Lukács-Schule initiiert. Während seiner Gasthörerzeit bis 1942 an der Universität Berlin bei Nicolai Hartmann wurde er mit all dessen Schriften bekannt, somit auch mit der 1941 in den *Blättern für deutsche Philosophie* erschienenen positiven Rezension von *Der Mensch*. Er wies seinen Lehrer Georg Lukács auf Gehlen hin. Bereits in seinem zweiten Brief an Lukács vom 20. September 1952 kündigte er die Übersendung einer eigens für diesen angefertigten, 15 Schreibmachinenseiten umfassenden Information über Gehlens *Mensch* an. „Nach meiner Meinung ist dieses Buch die bei weitem talentvollste Leistung, die ein bürgerlicher Philosoph in unserer Zeit vollbracht hat. Merkwürdigerweise war Gehlen (der sich in letzter Zeit uns nähert und sich seit Kriegsende sehr ehrenhaft verhält) seit den Weimarer Tagen politisch ein strammer Nazi – aus fehlgeleiteter Aversion gegen bürgerliche Demokratie und Liberalismus, machte aber in seiner Philosophie wiederum vom Nazitum kaum Gebrauch." Gerade im Zusammenhang mit dem soeben vollendeten „Irrationalismus-Buch", der *Zerstörung*

Wolfgang Harich: *Nicolai Hartmann. Leben, Werk, Wirkung*. Würzburg 2000.

der Vernunft, sei Gehlens Leistung für Lukács interessant: „Denn hier haben wir ein Beispiel dafür, daß man an die von den Irrationalisten so verhimmelten Instinkte auch ganz anders herangehen kann. Gehlen zeigt nämlich, daß unsere Instinktschwäche Resultat und Voraussetzung alles eigentlich Menschlichen, vor allem der Handlung ist, die die zentrale Kategorie seines anthropologischen Ansatzes darstellt." Bereits am 13. Oktober desselben Jahres erfolgte die vorerst zurückhaltende Antwort: „Ich werde selbstverständlich ihren Bericht über das Buch von Gehlen mit Interesse lesen. Da ich aber sehr beschäftigt bin, glaube ich nicht, daß ich jetzt Zeit haben werde, das Buch selbst durchzunehmen."



Spottmünze auf die Revolution von 1848: „Frechheit – Gleichgültigkeit – Einfältigkeit"

Dennoch blieb Harich „lästig" und insistierte am 24. Oktober, er würde ein Exemplar übersenden. „Wenn Sie Ihr Vorhaben, eine Ethik zu schreiben, verwirklichen werden, wird Ihnen das darin enthaltene Forschungsmaterial über die Zusammenhänge Arbeit-Praxis-Handlung-Motivation des Handelns und so weiter sicher nützlich sein. Denn – nicht wahr? – bei der bloßen Beteuerung, daß Menschen `zweifellos Handelnde´ sind, kann man es doch nicht bewenden lassen. Da ist doch auch auf seiten des Subjekts eine Menge ethisch Qualifizierbares mitgesetzt." Die Nähe der Zentralkategorie der Gehlenschen Anthropologie, „Handlung", zur marxistischen Zentralkategorie „Arbeit" wird nun nicht bloß von Harich behauptet. Ein halbes Jahr vor der Korrespondenz mit Lukács bestätigte Gehlen in einem Brief an Harich vom 13. März 1952 ausdrücklich diese Nähe: „Hier sehen Sie nun, wie nahe ich inhaltlich einer These von Ihnen komme, denn gefragt, was ‚Handlung' sei, habe ich oft geantwortet: Arbeit."

Georg Lukács: *Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins: Die Arbeit*, Neuwied/Darmstadt 1973.

Es gelang Harich, Lukács' Interesse zu wecken: „Daß Sie mir das Buch von Gehlen schicken, ist mir sehr angenehm; bei der Arbeit an der Ästhetik werde ich es sicher lesen", schreibt er am 18. November 1952. Und tatsächlich findet sich in seiner Bibliothek der *Mensch*, in vierter Auflage, neben den Erstausgaben von *Urmensch und Spätkultur*, *Anthropologische Forschung* und *Studien zur Anthropologie und Soziologie*.

Scheinbar unabhängig von all dem verfaßte Leo Kofler in Schmollers Jahrbuch 1958 einen programmatisch betitelten Aufsatz über *Das Prinzip der Arbeit in der Marxschen und in der Gehlenschen Anthropologie*. Tatsächlich liegt die Vermutung nahe, daß der als „ideologischer Schädling" enttarnte Inhaber des Leipziger Lehrstuhls für Historischen Materialismus, der Anfang der fünfziger Jahre in die BRD gehen mußte, bereits in der DDR von Harich, dem Jungstar der Berliner Philosophenszene, auf Gehlen aufmerksam gemacht wurde. Kofler versuchte hauptsächlich, den in der westdeutschen Soziologie diskreditierten Arbeitsbegriff unter Berufung auf die – damals freilich kaum gegebene – Autorität Gehlens zur Geltung zu bringen. Dieser definiert, der Mensch „bewältigt tätig die Wirklichkeit um ihn herum, indem er sie ins Lebensdienliche verändert". Kofler hob hervor, daß Gehlen die den gesamten deutschen Konservatismus prägende Entgegenstellung von Kultur und Zivilisation ablehne.

An dieser Stelle sind weitere Ausführungen Gehlens aus dem oben genannen Brief aufschlußreich: „Was Sie nun zur Arbeit ... sagen: Kulturmilieu als die Zuchtwahl ausschaltend, Arbeit als Gruppenerscheinung, Arbeit als teleologische Struktur und Willen, als Askese implizierend und als Vehikel zur Einsicht in Naturgesetze (zu diesem letzten Punkt habe ich gefunden, daß dabei zur Arbeit noch die Kategorie Spiel dazutreten muß) – das alles gefällt mir gut und ich könnte mich da weitgehend mit Ihnen einigen, einige Korrekturen vorbehalten (Arbeit ist nämlich auch einsamer Prozeß des Erfindens)."

Gerade der von Nicolai Hartmann kommende Begriff der teleologischen Setzung, daß also jedwede Handlung ihr Ziel, *télos*, zuerst ins Auge faßt, sodann in „rückläufiger Analyse" die einzelnen Etappen der notwendigen Erreichung analysiert und zuletzt in geradläufiger Anwendung der Kausalgesetze in der realen Welt „realisiert", den Gehlen hier „weitgehend" akzeptiert, ist in der Lukács'schen Arbeitsontologie zentral.

Und tatsächlich griff Lukács in seiner großen *Ästhetik* von 1963 oft auf Gehlens *Mensch* zurück. „So sagt Gehlen...", „Gehlen bemerkt rich-

tig...", „gibt Gehlen nun hervorragende und außerordentlich fruchtbare Beobachtungen und Beschreibungen...": Dies sind oft zu findende Formulierungen, unabhängig vom stets gesehenen „idealistischen" Fundament Gehlens. Bloß in der Frage des Übergangs von der „magischen Periode" zur differenzierteren Religiosität in Ackerbau- und Viehzuchtkulturen, diskutiert anläßlich der steinzeitlichen Höhlenmalerei, wird die Rede von der „Metaphysik der Magie" schroff kritisiert: mit Kategorien der „Metaphysik", Bewußtseinskategorien also, sei der Übergang von „primitiven" Produktionsweisen zu komplexeren ebensowenig zu erklären wie die damit verbundenen, marxistisch: davon bedingten, Änderungen gesellschaftlicher Strukturen. Dies sei eine Konsequenz von Gehlens „verzweifeltem romantischen Antikapitalismus".

Gehlen interessierte sich stets für Lukács Auffassungen; öfter schreibt er von der „Zerstörung der Vernünftigkeit", ein kenntliches indirektes Zitat von Lukács‘ allgemein angefeindeter *Zerstörung der Vernunft*, wobei er sichtlich der Diagnose des Ungarn im Wesentlichen zustimmt. Lukács seinerseits hat Gehlen für einen der ganz wenigen nicht irrationalistischen Vertreter des ihm aus seiner Jugend so wohlvertrauten „romantischen", also bürgerlichen Antikapitalismus gehalten.

Unabhängig davon hat sich Peter Ludz, in den sechziger Jahren nach Wolfgang Harich Lektor und Herausgeber von Lukács, 1962 mit dem Verhältnis von Gehlen zum Marxismus befaßt. „Historisch hat Gehlen ja gleichsam jene Seite des Hegelschen Denkens wieder aufgenommen, gegen die Feuerbach, die Junghegelianer und Marx sich so erbittert gewendet hatten: den objektiven Geist...Gehlens Lehre von den Institutionen ist deshalb auch aus der historischen Tradition des marxistischen Denkens heraus für das Verständnis einer im Ausbau begriffenen bolschewistischen Gesellschaftsordnung von Belang." Institution sei für die „Problematik", marxistisch: Dialektik, von Spontaneität und Organisation wesentlich. „Die Tragik, die in der nicht versöhnten (vielleicht nicht zu versöhnenden) Spannung von ‚Subjektivität‘ und ‚Institution‘ liegt, trifft die Marxisten wie Gehlen."

Weder Gehlen noch Lukács nahmen die in den siebziger Jahren aufkommende ökologische Frage bewußt auf – nur Harich sah sich veranlaßt, 1975 in *Kommunismus ohne Wachstum* den Marx'schen Kommunismusbegriff (Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen) als falsch zu kritisieren. Menschliche Bedürfnisse seien als solche unendlich, die Ressourcen endlich. Statt „Überflußgesellschaft" wäre also eine – wie immer – gerechte Verteilungsgesellschaft anzustreben, die freilich auch antisoziale und andere Bedürfnisse rigoros zu unterdrücken hätte: wachstumsloser, homöostatischer Kommunismus. Die Empörung war allgemein, noch dazu berief sich Harich auf Gehlen, damals in der gesamten politisch noch nicht so korrekten Linken einer der erklärten Hauptfeinde:



Die jakobinische als heroische Linke; „En avant pour la patrie", Gemälde von Raymond Desvarreux

„Ohne Gehlens Befunde hingen die Marxschen Erkenntnisse, die Erzeugung des Bedürfnisses durch die gesellschaftliche Produktion betreffend, nach der biologischen und psychologischen Seite hin in der Luft, wären unerklärlich.“ Wieweit dieser homöostatische Kommunismus als – *mutatis mutandis* – marxistisches „Ende der Geschichte“ mit Gehlenschen Befunden über Kristallisation und *post-histoire* sich trifft, dies zu untersuchen, ist Desiderat nicht nur marxistischer Theorie. Doch ist letztlich nur die Lukács-Schule marxistisch genug, um mitnichten an zwanghaften Fortschritt zu glauben, sondern stets die im Kommunistischen Manifest genannte Möglichkeit des gemeinsamen Untergangs der kämpfenden Hauptklassen ins Auge zu fassen.

Nicht so die Pseudo-Linke: Die Arbeit sei ein jahrtausendealter Denkfehler, mit „Zorn und Ekel“ müsse man sich „vom geistigen Gesamtmüll des Abendlands“ abwenden, Hoffnung vermittle einzig die Perspektive eines „globalen Kibbuz“ – so einer ihrer populärsten Theoretiker, Robert Kurz. Noch populärer, global erfolgreich ist Toni Negri; in seinem Bestseller *Empire* wird unter der Bedingung, daß „die Schranken niedergerissen werden, die wir zwischen Mensch, Tier und Maschine errichtet haben“, die aus diesen Elementen bestehende „theurgische Menge“ den Kommunismus herbeiführen.

Gehlen – und mit ihm Lukács – würde das als „Maulburschentum“ bezeichnen. Ernsthaft hingegen wäre die Frage zu stellen, wie weit die Auflösung der Institutionen (Gehlen) beziehungsweise die „Zerstörung der Vernunft“ (Lukács) gesamtgesellschaftlich vorangeschritten ist.

Stefan Dornruf/Reinhard Pitsch: *Wolfgang Harich zum Gedächtnis*. Eine Gedenkschrift in zwei Bänden, München 1999/2000.

Institutionen – im Gehlenschen Sinn – gehören ontologisch der Sphäre des objektiven Geistes an, der, wie Nicolai Hartmann trocken definierte, Individualität, nicht jedoch Bewußtsein hat. Eliten sind entweder die Vorkämpfer ihrer Institutionen – oder die anderer, seien diese räumlich anderswo oder aber zeitlich künftige. Leo Koflers Befund über die herrschende, also bürgerliche, Elite der BRD als nihilistisch und dekadent, war von Gehlens Einschätzung nicht weit entfernt. Allerdings setzte der unverbesserliche Optimist Kofler dem eine „progressive Elite“ entgegen, geprägt von allgemein-menschlichen Tugenden wie humanistischer Bildung, Askese und Opferbereitschaft; reale Zahlenverhältnisse konnten ihn dabei kaum irritieren. Kurz vor seinem Tod, um 1990, gab er jedoch in Gesprächen Gehlen recht und isolierte sich in der Linken durch dort als schockierend empfundene Aussagen: nichts bedeute der Tod von einigen konsumgierigen, US-Fähnchen-schwingenden, auf künftige gute Jobs im „Gelobten Land“ schielenden Studenten am Platz des Himmlischen Friedens in Peking gegenüber den realen Bedürfnissen eines Milliardenvolks, das zumindest weit weniger hungere als das indische. Außerdem gäbe es nur eine zwingende Konsequenz, wenn die Parteiprogramme nicht mehr unterscheidbar seien, nämlich die sofortige ersatzlose Streichung des allgemeinen Wahlrechts.

Mit dieser Kälte im analytischen Blick ist Kofler ein enger Verwandter von Gehlen. Gehlen selbst hätte sicherlich die Vorgänge um den 11. September 2001 und dessen Folgen über seine Institutionenlehre interpretieren können. Gehlen hat immer das Verschwinden kriegerischer Tugenden bei den neuen Führungseliten beklagt. Er hat damit die Führungseliten des „alten Europa“ gemeint. Und es wäre ihm nicht entgangen, daß sich andernorts neue kriegerische Eliten bilden. Die Institutionen sind keineswegs „unglaubwürdig“ geworden, sie sind in Auflösung oder sogar schon aufgelöst. Ihre Ordnungsfunktionen sind an nicht-legitimierte und nicht-legitime, ja kaum legale „Ordnungskräfte“ übergegangen. Diese jedoch können nicht entlasten. Daneben bestehen (ethnisch und religiös) minoritäre Parallel-Institutionen, deren Ordnungsfunktionen evident sind, deren Entlastungsfunktionen jedoch zumeist übersehen werden. Dies ist fatal.

Soziologisch gesehen: Die ausführenden Terroristen der RAF waren ebenso gebildete *upper middleclass*-Söhne wie die der Al-Kaida, die Planungsstäbe waren hier und sind dort zweite oder dritte Söhne der *upper class*. Im Gegensatz zur RAF haben die neuen kriegerischen Eliten kein bestimmtes Kriegsziel. Während ihr Institutionalisierungsgrad beständig wächst, nimmt der ihrer Gegner ab, was wiederum Perspektiven auf ein doch nicht ereignisloses *post-histoire* eröffnet.

Moral und Hypermoral – Gehlens politische Wirkung

von Karlheinz Weißmann

Arnold Gehlen und Niklas Luhmann begegnen sich im Zugabteil. Nachdem das Schweigen unangenehm lange dauert, versucht Luhmann ein Gespräch anzuknüpfen „Und woran arbeiten Sie gerade, Herr Kollege“, und Gehlen antwortet „Ich? Ich bereite mich auf den Untergang vor.“

Wie gut auch immer diese Geschichte verbürgt sein mag, sie wirft ein Licht auf die Einschätzung der Lage durch den späten Gehlen, der noch einmal, unter Aufgabe bis dahin geübter Zurückhaltung, direkt in die politische Debatte eingriff, mit seinem 1969 erschienenen Buch *Moral und Hypermoral*. Es handelte sich dabei nicht nur um die Grundlegung einer „pluralistischen Ethik“ wie im Untertitel angekündigt, sondern um eine scharfe Polemik gegen das, was Gehlen den „Humanitarismus“ nannte, jene wirklichkeitsfremde, dauernd mit großen und größten Worten hantierende Weltanschauung, die die Bedingungen des individuellen wie des gesellschaftlichen Daseins verkannte, aber seit dem Beginn der sechziger Jahre zunehmend Einfluß gewann. An die Stelle des Versuchs, ein Leben ohne Bedingungen zu führen, setzte Gehlen die alte Einsicht, daß jede realistische Ethik von mehreren Lebenskreisen auszugehen habe, deren Verwechslung fatale Folgen nach sich ziehen müsse. Insbesondere verwarf er die Idee, man könne das staatliche Leben nach den Maßstäben der Privatmoral – der „Kleingruppenethik“ – beurteilen; die Eigengesetzlichkeit des Politischen verlange zwar keine Amoral, wie gelegentlich behauptet, aber eine spezifisch politische.

Die Wirkung von *Moral und Hypermoral* war außerordentlich. Rasch mußte nach Erscheinen der ersten eine zweite Auflage gedruckt werden. Selbstverständlich war die Kritik von links scharf, als nicht untypische Mischung aus Anerkennung und Haß breitete Jürgen Habermas eine Entgegnung auf vierzehn Druckseiten im *Merkur* aus („Nachgeahmte Substanzialität“). Er rechtfertigte den Aufwand damit, daß ein „im Dreieck Carl Schmitt, Konrad Lorenz, Arnold Gehlen entwickelter Institutionalismus ... leicht ... Breitenglaubwürdigkeit erhalten“ könnte. Das war aber nur alarmistisch. Tatsächlich gab es kaum direkte Parteinahmen für Gehlen. In der FAZ warf man ihm allen Ernstes vor, kein Vertrauen in den „natürlichen Ausgleich“ (Uwe Schultz) von Interessen und Tendenzen zu haben, und Rüdiger Altmann, häufig als Konservativer gehandelt, fürchtete in der gegebenen Situation vor allem „die zu erwartende Wendung nach rechts“.

Es war letztlich nur eine sehr kleine Zahl konservativer Intellektueller, die die Kälte der Analyse Gehlens zu schätzen wußte. Aus diesem Kreis um Caspar von Schrenck-Notzing kam die Initiative, die im Juli 1970 zum Erscheinen der ersten Nummer der Zeitschrift *Criticón* führte. Das Thema der Ausgabe war „Rückkehr zur

Ratio", auf dem Umschlag druckte man einen Artikel von Armin Mohler mit der Überschrift „Gehlens `Moral und Hypermoral´ – eine Wegmarke". Was Mohler zu der Auffassung führte, es handele sich bei *Moral und Hypermoral* um eine „Wegmarke", war die Mischung aus „stärkendem Zynismus und beißendem Spott", die Konkretion im Gegensatz zur Vagheit der Linken, die Schärfe der Analyse gegen die Impotenz der modischen „Kritik". Man konnte tatsächlich glauben, daß hier ein neuer politischer Stil begründet wurde, und *Criticón* hat über sehr lange Zeit die Funktion gehabt, der gehlenschen Rechten ein Forum zu bieten.

Allerdings hat Gehlen selbst immer vor dem Vertrauen in die Macht des Arguments gewarnt, und diese Warnung zeigte ihre Berechtigung auch im Hinblick auf seine eigene Form von Gegen-Aufklärung. Was sich als Ernüchterung oder sogar als „Tendenzwende" in Reaktion auf den Terrorismus und die Ölkrise Anfang der siebziger Jahre abzeichnete, entsprach keineswegs dem, was er als notwendig betrachtet hatte, um die Korrektur der Fehlentwicklungen zu erreichen. Alles, was dann noch kam, entsprach ziemlich genau seinen Befürchtungen. Deshalb ist *Moral und Hypermoral* auch nicht abgetan. Vielmehr sollte man es heute wiederlesen und sich nicht nur begeistern an der Treffsicherheit der Formulierungen, dem außerordentlichen Kenntnisreichtum und den bleibenden Einsichten in die Funktion der menschlichen Gesellschaft, die hier vermittelt werden: Man sollte *Moral und Hypermoral* als prophetisches Buch lesen, mindestens als Anstoß, um darüber nachdenken, wie es möglich war, daß Gehlen schon vor dreißig Jahren die „stets wache Presse- und Rundfunkpolizei" verantwortlich machen konn-



R 4295 F

Dummheit und Intelligenz

CRITICÓN

Anatomie der Dummheit

29

Die erste Gehlensche Rechte: Deckblatt der ersten Ausgabe der Zeitschrift Criticón



Gehlen in Delphi, 1967

te für das Sterben der echten Debatte und absah, daß die Propaganda für *acceptance* – eine angeblich schrankenlose Toleranz – zur Etablierung jener „humanitären Religion" führe, deren Ketzer „als Ungeheuer" erschienen, so „... wie jemand im Mittelalter als Ungeheuer erschienen wäre, der die Göttlichkeit Jesu geleugnet hätte", und deren letzte Konsequenz in einer zwar nicht intendierten, aber zwangsläufigen Machtergreifung der Perversion liege: „Auf einmal zeigt sich als überraschende Erscheinung, daß ein permanenter Kult des Bösen entsteht, eine wirklich diabolische Tendenz, vor allem im Film gepflegt, in dem ... das Publikum das Böse selbst genießt ... In den Menschen, die sich gegnerschaftsunfähig machen und nur das bekommen wollen, was sie selbst gewähren, nämlich Schonung, bleibt etwas wie ein kleiner diabolischer Keim, der die Freude an der Vernichtung des Wehrlosen bedeutet".

Gehlen starb am 30. Januar 1976. Es trat niemand an seine Stelle, es gab und gibt keine Gehlen-Schule. Das ist zum Teil auf tragische Umstände zurückzuführen, in erster Linie aber die Folge der geistigen Lage, in der sich Westdeutschland befindet. Selbstverständlich haben viele von Gehlen profitiert, wenige haben ihm die Anregung gedankt, kaum einer war bereit, Konsequenzen aus der Analyse zu ziehen. Auch das hätte Gehlen nicht überrascht. Er war skeptisch im Hinblick auf die durchgängige Rationalität des Menschen, und er war skeptisch im Hinblick auf die Möglichkeit überhaupt politisch zu agieren. Jemand, in dessen Theorie die Handlung eine so bedeutende Rolle spielte, äußerte wenige Jahre vor seinem Tod: „`Rechts´ ist jetzt Atmosphäre, die keine Partei ist, aber die Moral auf ihrer Seite hat."

Register	Autor	Titel	Heft	Seite
Grundlagen	Abt, Markus	American Way of War	1/2003	32–37
	Fischer, Cornelius	Wirklichkeit des kleinen Krieges	1/2003	38–42
	Geiger, Gebhard	Informationskrieg	1/2003	26–30
	Hammel, Klaus	Martin van Creveld	1/2003	2–7
	Hammel, Klaus	Brüder Hößlin	2/2003	40–44
	Hoschützky, Martin	Populismus	3/2003	30–35
	IfS - Arbeitsgruppe 2	Neue Demokratische Rechte	2/2003	36–39
	Kinzel, Till	Davila	3/2003	8–13
	Kubitschek, Götz	Verfügungsräume	3/2003	42–45
	Lehnert, Erik	Gerhard Nebel	2/2003	2–7
	Lichtschlag, André F.	Libertäre Taktik	3/2003	36–41
	Nolte, Ernst	Zukunft Europas	2/2003	20–28
	Schwarz, Moritz	Interview: Martin van Creveld	1/2003	8–13
	Scruton, Richard	Die Aktualität Burkes	3/2003	14–21
	Straub, Eberhard	Eurasien	2/2003	8–13
	Straub, Eberhard	Faschistische Idee	3/2003	22–29
	Syberberg, H. Jürgen	Das Projekt Nossendorf	2/2003	30–34
	Vad, Erich	Zur Aktualität Carl Schmitts	1/2003	20–25
	Weißmann, Karlheinz	Krieg – nur eine Erfindung?	1/2003	14–19
	Weißmann, Karlheinz	Delikatesse gg. dem Hegemon	2/2003	14–19
	Weißmann, Karlheinz	Das rechte Prinzip	3/2003	2–7
Kurzbeiträge	Fischer, Cornelius	Relativer Bellizmus	1/2003	50–51
	Hilgärtner, Johann	Deutsche Werkstätten Hellerau	3/2003	51–53
	Kinzel, Till	Die „leokons“	3/2003	46–47
	Kubitschek, Götz	Nachruf Mohler	2/2003	50–51
	Kubitschek, Götz	Habermas, Schröder und die Nation	2/2003	52–53
	Mühlbauer, Robert	Tagungsbericht IfS	3/2003	56–57
	Ochsenreiter, Manuel	TSMA	1/2003	48–49
	Stolz, Rolf	Neue Weltsicht	2/2003	48–49
	Vollradt, Christian	Der Brand, (k)ein Historikerstreit	1/2003	44–45
	Vollradt, Christian	Nationalbolschewismus	3/2003	48–50
	Weißmann, Karlheinz	Neuveröffentlichung Nibelungen	1/2003	46–47
	Weißmann, Karlheinz	17. Juni 1953	2/2003	46–47
	Weißmann, Karlheinz	Rechte Himmelsrichtung	3/2003	54–55
Rezensionen (nach Rezensent)	Bosch, Felix	Wimbauer: Personenregister King: Scheißkrieg	2/2003	56–57
	Bosch, Felix	Nolte: Faschismus	3/2003	62
	Boßdorf, Peter	Céline: Reise ans Ende der Nacht	3/2003	60
	Fischer, Cornelius	Seidler/de Zayas: Kriegsverbrechen	1/2003	59
	Funk, Martin	May: Ansichtskarten	2/2003	59
	Hammel, Klaus	Schultze-Rhonhof: 1939	2/2003	60–61
	Hinz, Thorsten	Sombart: Journal intime 1982/83	2/2003	62–63
	Keilbar, Fritz	Thomä: Heidegger - Handbuch	3/2003	59
	Kinzel, Till	Hoffmann: Tragödie der „Russischen Befreiungsarmee“	3/2003	61–62
	Kinzel, Till	Kraus: Konservative Zeitschriften	3/2003	65
	Kositza, Ellen	van Creveld: Bevorzugte Geschlecht Hoffmann: Sind Frauen bessere Menschen?	2/2003	54–56
	Krienen, Dag	Scheil: Fünf plus Zwei	2/2003	61–62
	Roenne, Konrad	Destouches: Mein Leben mit Céline	3/2003	60
	Rose, Olaf	Clausewitz: Preußen in seiner großen Katastrophe	1/2003	54–55

Jahrgang 2003

	Autor	Titel	Heft	Seite
	Scheil, Stefan	Topitsch: Irrgarten der Zeitgeschichte	2/2003	57–58
	Ullmann, Martin	AG Kriegsursachenforschung (Hrsg): Kriegsgeschehen 2001 Münkler: Die neuen Kriege	1/2003	55–56
	Vollradt, Christian	Militärgeschichtl. Zeitschriften	1/2003	58–59
	Weißmann, Karlheinz	Auffarth: Kreuzzug, Jerusalem und Fegefeuer Münter: Orden der Tempelherren Dinzelbacher: Die Templer	1/2003	52–54
	Weißmann, Karlheinz	Samerski: Wilhelm II	2/2003	59–60
	Weißmann, Karlheinz	Kipper: Der Germanenmythos	3/2003	64–65
	Weißmann, Karlheinz	A. Paul Weber – Ein deutscher Künstler im 20. Jahrhundert	3/2003	58–59
	Wiesberg, Michael	Pelletière: Iraq and the Oil System Woodward: Bush at War	1/2003	56–58
	Wiesberg, Michael	von Arnim: Reform der Parteiendemokratie	3/2003	62–64
	Wimbauer, Tobias	Brochmeyer/Kiesel: Der Ernstfall. Martin Walsers Tod eines Kritikers	3/2003	59–60
Rezensionen (nach Buchautor)	Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (Hrsg)	Das Kriegsgeschehen 2001. Daten und Tendenzen der Kriege und bewaffnete Konflikte	1/2003	55–56
	Auffarth, Christoph	Irdische Wege und himmlischer Lohn. Kreuzzug, Jerusalem und Fegefeuer	1/2003	52–54
	Borchmeyer, Dieter / Kiesel, Helmuth (Hrsg.)	Der Ernstfall. Martin Walsers Tod eines Kritikers	3/2003	59–60
	Céline, Louis-Ferdinand	Reise ans Ende der Nacht	3/2003	60
	Clausewitz, Carl von	Preußen in seiner großen Katastrophe	1/2003	54–55
	Creveld, Martin van	Das bevorzugte Geschlecht	2/2003	54–56
	Destouches, Lucette mit Robert, Veronique	Mein Leben mit Celine	3/2003	60
	Dinzelbacher, Peter	Die Templer. Ein geheimnisumwitterter Orden	1/2003	52–54
	Hoffmann, Arne	Sind Frauen die besseren Menschen?	2/2003	54–56
	Hoffmann, Joachim	Tragödie der „russischen Befreiungsarmee“	3/2003	61–62
	King, John	Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende? Writing and Rewriting the First World War	2/2003	56–57
	Kipper, Rainer	Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich	3/2003	64–65
	Kraus, Hans-Christoph (Hrsg)	Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur	3/2003	65
	May, Otto	Inszenierungen der Verführung. Die Ansichtskarte als Zeuge einer autoritären Erziehung im 3. Reich	2/2003	59
	May, Otto	Vom Wachsen lassen zum Führen. Die Ansichtskarte als Zeuge einer versäumten Erziehung zur Demokratie	2/2003	59
	Meier, Heinrich	Das theologisch-politische Problem	3/2003	65–66
	Münter, Friedrich (Hrsg)	Statutenbuch des Ordens der Tempelherren	1/2003	52–54
	Nolte, Ernst	Faschismus. Von Mussolini zu Hitler	3/2003	62
	Pelletière, Stephen	Iraq and the international Oil System	1/2003	56–58
	Samerski, Stefan (Hrsg)	Wilhelm II und die Religion	2/2003	59–60
	Scheil, Stefan	Fünf plus Zwei. Die Europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinten Entfesselung des 2. WK	2/2003	61–62
	Schultze- Rhonhof, Gerd	1939 - Der Krieg, der viele Vater hatte	2/2003	60–61
	Schumacher, Helmut / Dorsch, Klaus J.	A. Paul Weber. Leben und Werk in Texten und Bildern	3/2003	58–59
	Seidler, Franz W. / de Zayas, Alfred M.	Kriegsverbrechen in Europa und im Nahen Osten im 20. Jahrhundert	1/2003	59
	Sombart, Nicolaus	Journal intime 1982/83	2/2003	62–63
	Thomä, Dieter (Hrsg.)	Heidegger – Handbuch. Leben-Werk-Wirkung	3/2003	59
	Topitsch, Ernst	Im Irrgarten der Zeitgeschichte	2/2003	57–58
	Wimbauer, Tobias	Personenregister der Tagebücher Jüngers	2/2003	56–57
	Woodward, Bob	Bush at War. Amerika im Krieg	1/2003	56–58

Merkels Patriotismus

von MartinHoschützky

Die Ankündigung der Einleitung einer Grundsatzdebatte löste im untergegangenen sozialistisch-kommunistischen Kosmos innerhalb der Staatsparteien stets große Unruhe aus. Denn derlei „Beratungen“ folgten einem immergleichen Schema: Die Parteispitze legte der Partei ihre neue Sicht der Dinge dar und erklärte anschließend die Debatte für beendet. Daraufhin feierte die Masse der ideologisch indifferenten, aber am persönlichen Aufstieg interessierten Genossen den Parteiführer als größten Theoretiker ihrer Zeit, während sich manche Parteigenossen, die sich bis dahin als Teil der Partei begriffen hatten, aber eigenständig über die Programmatik der Partei nachdachten, – als Links- oder Rechtsabweichler denunziert – auf der Anklagebank wiederfanden, wobei es dem weisen Ratschluß der Parteiführung oblag, welchem Dissidenten nach ausführlicher Selbstkritik und Ablegen des Kotaus die zweite Chance gegeben wurde und an welchem Abweichler ein Exempel zu statuieren war, mit der Folge der Ächtung und Verbannung aus der Partei.

Derlei Inszenierungen sind demokratischen Parteien fremd. Insbesondere im linken Parteienspektrum munitionieren sich im Rahmen von Grundsatzdebatten die Chefideologen der jeweiligen Parteiflügel mit Gesellschaftsanalysen, Begriffsbestimmungen und Diskurstechniken auf, um sich dann mit Verve heftigste Grabenkämpfe und Scharmützel zu liefern, auch wenn die Parteispitze solcherlei intellektuelles Treiben insgeheim belächelt und im Kampf um den Machterwerb pragmatisch handelt. Der Wert der Theoriedebatten zeigt sich erst nach Erringen parlamentarischer Mehrheiten. Dann ist das ideologische Rüstzeug zur Hand, um zu entscheiden, in welche Richtung es eigentlich gehen soll.

Auf der Seite der Rechten stehen derlei Theoriegebäude und Grundsatzdebatten nicht hoch im Kurs. Welche Folgen das haben kann, zeigte die Kohl-Ära; mangels eigenständiger Wertebasis erschöpfte sich der legendäre Aufruf zur „geistig-moralischen Wende“ in der nur leicht gebremsten Fortführung linker Gesellschaftsentwürfe. Da dieser Tatbestand nach 1998 kaum als Defizit wahrgenommen wurde, scheiterte Friedrich Merz mit seinem Vorstoß zur Präzisierung einer deutschen Leitkultur grandios, weil den Christdemokraten nicht viel mehr als die Beherrschung der deutschen Sprache und die Einhaltung der Gesetze als Merkmale der Leitkultur einfielen. Entsprechend setzte die Ankündigung der CDU-Parteivorsitzenden Angela Merkel, eine Patriotismus-Debatte führen zu wollen, auch keine intellektuelle Energie frei, obgleich eine solche Diskussion zu Beginn der 21. Jahrhunderts angebracht wäre und die Union sich diese Auseinandersetzung angesichts einer desaströsen rot-grünen Politik leisten könnte. Wie die Identifikation der Individuen mit der Nation gefördert werden kann, welchen Beitrag die gefühlsmäßige Bindung der Bürger an Werte und Traditionen des eigenen Volkes zur Dämpfung der härter werdenden Verteilungskämpfe in der Gesellschaft leisten kann, ob der Patriotismus zur Bestimmung der Maßstäbe eines sozialen Miteinanders herangezogen werden sollte, das sind Fragen, die die Debatte lohnen. Ebenso verlangt die deutsche Sonderfrage nach einer Klärung, ob die Vaterlandsliebe nur noch als kulturelle Kategorie taugt, während sie als politische Kategorie durch einen EU-Patriotismus zu ersetzen wäre.

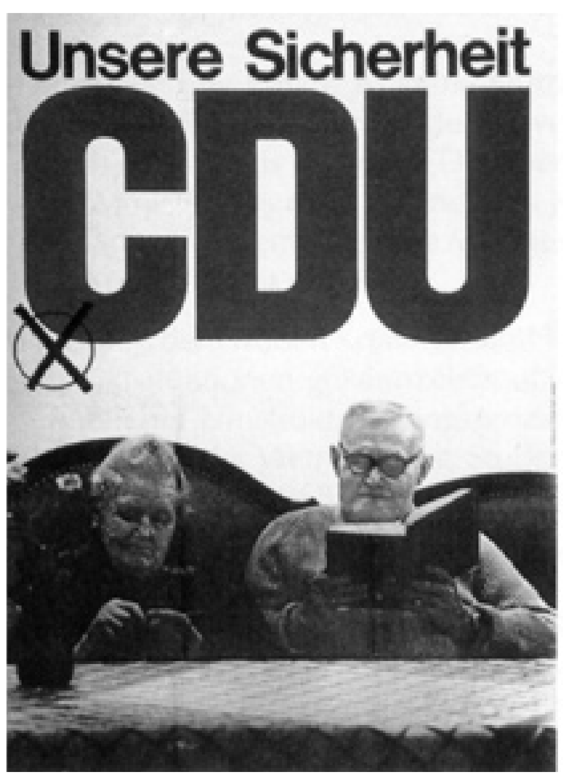
Solche Themen stoßen aber kaum auf Resonanz in einer Union, die wenig Wert auf eine theoretische Fundierung ihrer Gesellschaftspo-

litik legt. Schon der Zeitpunkt der Anregung eines Nachdenkens über den Inhalt und den Stellenwert des Patriotismus in Deutschland ließ auf ein rein taktisches Motiv schließen. Deutlicher als es die Abstimmung in der CDU/CSU-Bundestagsfraktion über den Ausschluß Martin Hohmanns zum Ausdruck brachte, sorgte die Verstoßung des konservativen CDU-Abgeordneten aus Fulda für Unmut in der Partei. Und als es Fritz Schenk gar gelang, den Groll an der Parteibasis zu organisieren, war es angebracht, den ohnehin weitgehend marginalisierten und zerstreuten konservativen Christdemokraten eine Beruhigungspille anzubieten. Dabei zeigte sich, daß allein schon Merkels Ankündigung einer Patriotismus-Debatte sowie ihr Eintreten für ein Vertriebenenzentrum in Berlin voll und ganz ausreichten, um die Reste des rechten CDU-Flügels zu besänftigen. Die CDU-Rechten haben ohnehin in diesen Tagen kein Interesse an eigenen Beiträgen zu Grundsatzfragen. Diejenigen, die allzu deutlich Sympathie für Martin Hohmann gezeigt hatten, leben in der Furcht, vom Parteifreund Bosbach die „harte Kante“ gezeigt zu bekommen, und schweigen; die Rechten, die bisher geschwiegen haben, schweigen weiter, um nicht auf die *watch-list* zu geraten, oder sie distanzieren sich vom „Bösen“, um ihre Linientreue unter Beweis zu stellen. Daher hätte auch schon vor dem Parteitag mangels interessierter Diskutanten die Patriotismus-Debatte für beendet erklärt werden können.

Aber so wie Frau Merkel als Machtpolitikerin unterschätzt wird, wird ihre Qualität als Programmatikerin unterbewertet. Sie nutzte die Gelegenheit, um im Schatten der Hohmann-Affäre auf dem Leipziger Parteitag *en passant* der Union eine Patriotismusbestimmung zu verordnen, mit der endgültig der Anschluß an das 68er-Weltbild vollzogen wurde. Sie erklärte „die fortwirkende Anerkennung des Unaussöhnlichen, die Singularität des Holocausts“ zur Grundlage der CDU und verstieg sich zu der Feststellung: „Die Anerkennung der Singularität des Holocausts hat uns doch zu dem gemacht, das wir heute sind - frei, vereint, souverän.“

Daß letztere Aussage einer geschichtswissenschaftlichen Analyse des Wiedervereinigungsprozesses nicht standhält, steht außer Frage; aber für die Errichtung eines patriotischen Gebäudes ist einzig von Bedeutung, daß „auf solchen, kühnen Bögen“ (Johannes Leithäuser in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 2. Dezember 2003) ein nationales Selbstwertgefühl gezimmert wird, das seine Identität primär aus dem Holocaust beziehungsweise der deutschen Schuld saugt. Damit ist die CDU noch nicht vollständig auf Kurs der deutschen Linken, - diese zieht aus Auschwitz den Schluß: Auflösung Deutschlands in postnationale Identitäten und Strukturen, während die CDU-Parteivorsitzende scheinbar das deutsche Projekt nach 1945 als ewigen Versuch der Abarbeitung einer unsühnbaren Schuld versteht und daraus die deutsche Identität ableitet -, aber die CDU ist nunmehr so tief in das Fahrwasser des Zeitgeistes eingetaucht, daß die Linke um ihre Hegemonie auf dem Feld der Geschichtsinterpretation nicht fürchten muß und „nationalistische Entgleisungen“ der Partei ausgeschlossen sind. Wer den Patriotismus aus dem Abscheu vor dem Bösen konstruiert, gelangt zwangsläufig zum Beispiel zur Monumentalisierung der Holocaust-Gedenkstättenkultur. Und wie ein solcherart geformtes nationales Bewußtsein in der Außenpolitik umzusetzen ist, verdeutlichte Frau Merkel ebenfalls. Sie lehnt es schlichtweg ab, sich „eine unter welcher Überschrift auch immer geführte Diskussion um angebliche Benachteiligungen Deutschlands vor dem Hintergrund unserer Geschichte aufdrängen zu lassen“.

Derlei Ansichten könnten zu Diskussionen anregen oder gar Widerspruch herausfordern; aber auf dem Parteitag entfaltete sich keine inhaltliche Debatte. Und der Raum für eine solche Debatte, also ein Verfahren, bei dem durch die Erörterung unterschiedlicher Auffassungen



CDU Wahlplakat, 1966

ein Konsens gefunden werden soll, war ohnehin kaum gegeben. Indem die Parteivorsitzende ihre Patriotismusüberlegungen in das Verdikt über Hohmann einbettete, erzeugte sie vielleicht nicht ungewollt bei manchen Delegierten den Eindruck, daß ein Abweichen von der Linie der Vorsitzenden den Betreffenden sehr rasch an den Rand des Verdachts der Sympathisantenschaft mit antisemitischen Positionen geraten läßt, was bekanntlich zum endgültigen Ausschluß aus dem Kreis der Demokraten führt. So nickte denn der Parteitag widerspruchslos Merkels Ausführungen ab, und die CDU hat ihre 68er-Dogmatik verpaßt bekommen. Eine weitere Debatte hat sich damit erübrigt, – in Ermangelung unterschiedlicher Auffassungen. Auch so kann ein neuer Konsens geschaffen werden.

Professorenarroganz

von Götz Kubitschek

Mitte November führte ich ein denkwürdiges Telefongespräch über das Buch *„Jüdischer Bolschewismus". Mythos und Realität*, und zwar mit dem Bielefelder Emeritus Hans-Ulrich Wehler. Grund meines Anrufs bei Wehler war der Streit um den Autor des Buchs, Johannes Rogalla von Bieberstein, der in der Universitätsbibliothek in Bielefeld als Wissenschaftlicher Bibliothekar angestellt und Autor meines Verlags ist.

In jahrelanger Arbeit hat Rogalla von Bieberstein das Material zu seiner Untersuchung über den *„Jüdischen Bolschewismus"* zusammengetragen, um sie schließlich – bereichert um ein Vorwort von Ernst Nolte – zu veröffentlichen. Über die Rede, die der Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann (CDU) zum 3. Oktober hielt, wurde Rogalla von Biebersteins Buch zu einem vielgekauften und vieldiskutierten Werk, weil Hohmann sich in seinen Überlegungen zu Juden und Deutschen als „Tätervölkern" auf das Quellenmaterial des *„Jüdischen Bolschewismus"* bezog. Rogalla von Bieberstein selbst muß seither um seine wissenschaftliche Reputation kämpfen, obwohl eine fundierte Kritik seiner Arbeit bisher nicht vorliegt: Man warf und wirft ihm einfach antisemitische Argumentationsstrukturen vor.

Es ist verwunderlich, daß die tiefgehende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Rogalla von Biebersteins These und Methodik ausblieb. Denn natürlich strengte die Universität Bielefeld eine Prüfung des Buchs an, scheu gemacht nicht zuletzt durch die dramatische Berichterstattung der *Neuen Westfälischen*, Lokalteil Bielefeld. Dort, in den Redaktionsräumen einer überraschungslosen Stadt, sah sich der Redakteur plötzlich im Brennpunkt des Kampfs um den antifaschistischen Konsens. Stellungnahmen der Universitätsleitung wurden eingefordert. Nach einiger Zeit kam die Auskunft, daß straf- oder beamtenrechtlich nichts gegen Rogalla von Bieberstein vorgebracht werden könne. In einer Pressemitteilung distanzierte sich die Universitätsleitung jedoch von jeder antisemitischen Äußerung eines ihrer Mitarbeiter. In der Presse wurde diese Distanzierung aufgegriffen und zu einer Distanzierung von Rogalla von Bieberstein überhaupt umgedeutet.

An dieser Stelle des Vorgangs begann ich mit meinen Anrufen. Den Prorektor der Universität Bielefeld, den Rechtswissenschaftler Christoph Gusy, bat ich, sich im Sinne seiner Fürsorgepflicht nicht halbherzig oder zweideutig, sondern unmißverständlich hinter seinen Mitarbeiter zu stellen. Gusy jedoch machte das Gegenteil und drückte in einem Gespräch mit der Presse sein Bedauern darüber aus, daß gegen Rogalla von Bieberstein institutionell nicht anders vorgegangen werden könne. Um seiner Beurteilung mehr Gewicht zu verleihen, verwies Gusy auf die Autorität Hans-Ulrich Wehlers, dessen deutliche Kritik an Bieberstein und am wissenschaftlichen Standard des Buchs für die Universität maßgeblich sei.

> *Ausdrücklich verwies der Prorektor auf die Berichterstattung dieser Zeitung, die den international renomierten Historiker Hans-Ulrich Wehler zu dem Bieberstein-Buch befragt hatte. Eine gute Adresse, die an der Universität dafür sorge, daß die „fachwissenschaftliche Diskussion eigentlich so gut wie abgeschlossen ist", verweist Gusy auf die Autorität des bedeutenden Bielefelder Gelehrten.*
> (*Neue Westfälische*, 20. November 2003)

Ich telefonierte erneut mit Gusy. Er wiederholte seine Aussagen, stritt eine Wertung seinerseits ab und berief sich nochmals auf Wehler. Für

mich war das der Auslöser, direkt bei Professor Wehler anzurufen. Ich beobachtete dabei an mir eine seltsame Scheu, denn Gusy hatte wiederholt von Wehler als einem „Historiker von Weltruf" gesprochen und damit mein eigenes Bewertungssystem erschüttert: Mir war Wehler nur als Autor einer methodisch konfusen *Gesellschaftsgeschichte der Deutschen* in Erinnerung.

Um aufgewärmt mit Wehler über Rogalla von Biebersteins Redlichkeit sprechen zu können, telefonierte ich zunächst mit Professor Wilhelm Heitmeyer. Heitmeyer, Soziologe und Leiter des Interdisziplinären Zentrums für Gewalt- und Konfliktforschung, ebenfalls Bielefeld, hatte der Presse gegenüber versucht, die Körperhaltung meines Autors mit den Inhalten des Buchs in Verbindung zu bringen.

> *In der Universität gilt von Bieberstein als Sonderling und wird auch so behandelt. Das Problem erledigt sich spätestens in eineinhalb Jahren. Dann verlässt der stets gebeugt gehende Bieberstein (Heitmeyer: „Seine Körperhaltung zeigt, dass er schwer an seiner Mission trägt") für immer sein Büro in der Bibliothek.*
> (*Neue Westfälische*, 13. November 2003)

Nach längerem Zureden versprach Professor Heitmeier, sich bei Rogalla von Bieberstein für seine nicht ganz sachlichen Diskussionsbeiträge zu entschuldigen. (Heitmeyer entschuldigte sich tatsächlich am nächsten Tag).

Das Gefühl, letztendlich Seltsames tun zu müssen, hatte sich durch das Gespräch mit Heitmeier noch verstärkt. Ich rief Wehler an. Er war gleich am Telefon. Ich stellte mich vor und stolperte ein wenig schnell ins Gespräch, indem ich mich ohne Umschweife danach erkundigte, auf welche inkriminierten Passagen denn die Verurteilung von Buch und Autor sich stütze. Wehler breitete zunächst aber eine Gesamtbeurteilung der Person Bieberstein aus und fragte, mit welchem Recht eigentlich ein Bibliothekar sich an ein so komplexes Thema wie die Geschichte Russlands und seiner Bolschewisierung in den frühen zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wagen dürfe, ein Bibliothekar außerdem, der eine mittelmäßige Promotion vorgelegt habe.

> *Für die Geschichtswissenschaftler der Uni spielt Bieberstein, ein Spross aus altem südwestdeutschen Beamtenadel, dennoch keine Rolle als Historiker. „Seine Promotion bei Rudolf Vierhaus war mittelmäßig", urteilt etwa der angesehene Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler.*
> (*Neue Westfälische*, 13. November 2003, Anmerkung dazu: Von Biebersteins Promotion *Die These von der Verschwörung 1776–1945* wurde mit dem Prädikat *summa cum laude* versehen und ist derzeit in der vierten Auflage erhältlich).

Ich ließ mich mit Wehler in ein kleines Gefecht ein, nannte Sonja Margolina (*Das Ende der Lügen*, 1992), Alexander Solschenitzyn (*Zweihundert Jahre gemeinsam. Die Juden in der Sowjetunion*, 2003) und Norman Finkelstein (sein Auftritt bei Christiansen war ätzend und stark und mußte der deutschen Professorenschaft die Schamesröte ins Gesicht treiben). Letztendlich versuchte ich, Wehler auf die Spur einer textimmanenten Kritik zurückzubringen. Wo im Buch selbst verläßt Rogalla von Bieberstein wissenschaftliche Mindeststandards, wo bedienen seine Thesen antisemitische Klischees? Wo haben wir es mit einer für sensible Themen unstatthaften Polemik zu tun?

Wehler drehte noch einige Schleifen. Er empörte sich über den Applaus, den Rogalla von Bieberstein von der – aus seiner Sicht – deutlich falschen Seite erhalte (Wehler meinte damit die Rezeption des Buchs in konservativen Zeitungen und Zeitschriften). Und er bezeichnete Rogalla von Bieberstein als Stichwortgeber für verantwortungslose politische Stimmungsmacher (womit er Hohmann meinte), mit deren Wort dann der Mob die Brandflasche fülle.

Nach jeder neuen Attacke bat ich um die Angabe von konkreten Stellen im Buch Rogalla von Biebersteins, an denen Wehler seine Anschuldigungen festgemacht sehen wollte; schließlich stehe der Vorwurf im Raum, daß wir Beteiligten auf wissenschaftlich fragwürdige Weise antisemitische Stereotypen verbreitet hätten.

Die Antwort Wehlers auf mein Insistieren war ebenso knapp wie entnervt: Er habe das Buch, von dem hier ständig die Rede sei, noch nie in der Hand gehabt, außerdem interessiere es ihn nicht wirklich, ich könne es ihm aber zusenden, und wehe, wenn er dann fündig würde! Ich war so verblüfft, daß ich vergaß, eine Rechnung beizulegen.

Mit Prorektor Gusy sprach ich am andern Tag nochmals, und ich präsentierte ihm das Eingeständnis Wehlers. Gusy wand sich, erwies sich als geschickter Rabulist und entkam in die Aussage, er wolle nun kein weiteres Öl in die Flammen gegossen sehen. Außerdem habe auch er das Buch nicht gelesen.

> Gusy wörtlich in der *Neuen Westfälischen* vom 20. November 2003: *„Hier hat ein belangloses Buch eine Aufmerksamkeit erfahren, die wissenschaftlich nicht begründbar ist." Bieberstein habe keinen Bezug zu der an der Universität gepflegten Wissenschaft und erreiche auch nicht deren Standard.*

Vielleicht stecken hinter Gusys selbstsicherem Urteil die geheimnisvollen Gutachter, die – vom Rektorat nicht genannt – Bibersteins Buch prüften. Angeblich. Es sollen zwei Gutachter gewesen sein. Oder fünf. Auch das weiß man nicht genau.

Zweihundert Jahre zusammen

Alexander Solschenizyn: *„Zweihundert Jahre zusammen“, Die Juden in der Sowjetunion*. München: Herbig 2003. 608 S., geb, 39.90 €

Am 2. November 1917 verkündet eine Deklaration des Rates der Volkskommissare, die „Oktober-Revolution der Arbeiter und Bauern begann unter dem gemeinsamen Banner der Befreiung“. Und weiter: „Alles, was vital und lebensfähig ist, wird von den verhaßten Ketten befreit. Es bleiben nur die Völker Russlands, die die Unterdrückung und Willkür erlitten und erleiden, an deren Befreiung unverzüglich herangegangen werden muß und deren Befreiung konsequent und unabänderlich werden muß.“ Eines dieser auf ein Ende der Unterdrückung und Rechtlosigkeit besonders hungrigen Völker war das der Juden, das zudem erst zwölf Jahre zuvor mit grauenhaften Pogromen überzogen worden war. Die Hoffnung, die sich für die Juden mit dieser Revolution verband, wird daraus ebenso nachvollziehbar, wie ihre Enttäuschung angesichts der folgenden Realitäten dieser „Befreiung“; etwa wenn der bald mächtigste Bolschewik, Stalin, feststellte, die Juden seien eine Nation „bloß auf dem Papier“.

Seit dem Herbst des vergangenen Jahres liegt nun der zweite Band von *Zweihundert Jahre zusammen* in deutscher Übersetzung vor. Alexander Solschenizyn setzt darin seine russisch-jüdische Geschichte fort, die gesamte Dauer des sowjetischen Imperiums vom Ende des Zarenreiches bis zum Sturz der kommunistischen Herrschaft Ende der neunziger Jahre umspannend. Der erste Band hatte dem Literaturnobelpreisträger – vor allem im westlichen Ausland – zum Teil harsche Kritik eingebracht. Der unter anderem erhobene Vorwurf ungenügender Quellen kann angesichts des dem zweiten Band angefügten Apparates wohl kaum mehr wiederholt werden.

Vor den Anfang seiner Chronologie setzt Solschenizyn Überlegungen zur Frage „Wer ist eigentlich Jude?“, beziehungsweise was ist „Jüdischkeit“? Im Überblick referiert er größtenteils jüdische Selbstzeugnisse, die abweichende Antworten auf diese Frage bieten: Etwa die der *Russisch-Jüdischen Enzyklopädie*, die sich auf die Abstammung von mindestens einem jüdischen Elternteil beruft; oder aber die (religiös) orthodoxe Definition der Rabbiner, die als Juden nur den von einer jüdischen Mutter Geborenen und den der Halacha unterworfenen Proselyten akzeptiert. Daneben stehen Zeugnisse, die eine jüdische Nation als Schicksalsgemeinschaft definieren, oder aber die – insbesondere in Rußland vorherrschende – soziale Abgrenzung betonen, die im Juden schlicht den „Fremdling“ sieht. Charakteristisch für die in der Diaspora Lebenden wurde so die Spannung zwischen Selbstbehauptung und Assimilation. Solschenizyn stellt daraus resümierend fest: „Die Einzigartigkeit des jüdischen Volkes steht außer Zweifel und ist für jedermann ersichtlich. Die Juden selbst verstehen und erleben sie jedoch unterschiedlich.“

Bereits die Februarrevolution, so der Autor, brachte für die Juden Rußlands die lang ersehnte Aufhebung zahlreicher Beschränkungen. Die betraf neben sozialen und rechtlichen Belangen (Landerwerb) vor allem die Freiheit, zuvor versagte Berufe auszuüben. So wurden jüdische „Rechtshelfer“ auch formal als Rechtsanwälte anerkannt, und es stand die Offizierslaufbahn offen, weswegen in der Folge zahlreich jüdische Jugendliche in die Kadettenanstalten strebten. Solschenizyn stellt dazu fest, daß die Verkündung der Gleichberechtigung von der russischen Bevölkerung überwiegend positiv aufgenommen wurde und es daraufhin nicht zu antijüdischen Ausschreitungen kam. Die Begeisterung für diesen Fortschritt spricht aus einem im Buch zitierten Zeitungsartikel vom Juni 1917: „Jetzt existiert die jüdische Frage in Rußland nicht mehr“. In der Zeit des Auseinanderstrebens der verschiedenen Nationalitäten hielten neben den Großrussen die Juden am vehementesten an der Einheit des Reiches fest.

Ausgiebig widmet sich der Verfasser der Frage des spezifisch jüdischen Einflusses auf die bolschewistische Oktoberrevolution, obwohl er sie für „überstrapaziert“ hält. Sie ist – auch fernab der Aufgeregtheit, die das Thema hierzulande jüngst zu einer medial aufgetürmten politischen „Affäre“ werden ließ – ohne Zweifel brisant; und so stellt Solschenizyn, an mehreren Stellen wiederholt fest, daß „auch der Oktoberumsturz *nicht* vom Judentum vollzogen wurde“. Zwar sei mit dieser Revolution die „Vernichtung Rußlands“ eingeleitet worden, allerdings nach Auffassung des überzeugten (aber nicht unkritischen) Patrioten durch die Russen selbst: „1917 haben wir uns die Suppe schon selbst eingebrockt, mit unserer eigenen Wirrköpfigkeit, …“.

Auch Solschenizyn legt die überproportional hohe Zahl von Juden in den Sowjets dar und beschreibt die Versuche, dies mittels Decknamen zu vertuschen. Er stellt jedoch gleichzeitig fest, daß die Juden nicht *en bloc* als Juden aufgetreten waren und zu Recht von vielen anderen Juden als „Abtrünnige“ angesehen wurden (wobei er wiederum bemerkt, daß sich jedes Volk auch der Taten seiner „Abtrünnigen“ stellen müsse). Die meisten jüdischen Mitglieder in den Räten seien außerdem zunächst keine Bolschewisten, sondern

mehrheitlich Sozialisten gewesen. Allerdings, so Solschenizyn weiter, hätten sich die zahlenmäßig schwachen Bolschewiken einer stattlichen Anzahl in den Städten anwesender jüdischer Intelligenzler während des Umsturzes bedient und diese an die Schaltstellen der Macht gesetzt, wo sie den neuen Machthabern loyal dienten. Im Bewußtsein vieler Russen sei dann das folgende brutale Vorgehen insbesondere gegen die orthodoxe Kirche als eine Art „nationaler Rache" der Juden gegen das Russische aufgefaßt worden. Erfüllte die hohe Beteiligung von eigenen Landsleuten an der Revolution viele jüdische Intellektuelle zunächst noch mit Stolz, so folgte im Laufe der Jahrzehnte eine zunehmende Tabuisierung diese Faktums; wird sie heute durchbrochen, liegt der Vorwurf des Antisemitismus nahe.

Keineswegs ist bei Solschenizyn die Absicht erkennbar, zu beschönigen. Im Kapitel über den Bürgerkrieg von 1919/20 schildert er die Verbrechen der Weißen ebenso wie die der Roten und verschweigt nicht die antijüdischen Pogrome der ukrainischen Nationalisten unter Petljura, die von einer „auf methodische Vernichtung ausgerichteten Vorgehensweise" geprägt waren.

Er verweist im Zusammenhang mit der bereits erwähnten hohen Quote von Juden im bolschewistischen Machtapparat auch auf die enorme Zahl von jüdischen Funktionären hin, die Opfer der „großen Säuberung" Ende der dreißiger Jahre wurden: Bestand zwischen 1935 und 1938 der zentrale Apparat des NKWD noch zur Hälfte aus Jüdischstämmigen, so betrug deren Anteil 1939 nur noch sechs Prozent. Schon Ende der zwanziger Jahre hatte Trotzkij besorgt einen Anstieg antisemitischer Ressentiments festgestellt; als er gemeinsam mit Kamenew und Sinowjew die Fronde gegen Stalin bildete, kursierte unter den Moskauer Arbeitern die Parole, daß „die Jidden rebellieren".

Für die Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre konstatiert Solschenizyn allgemein eine „Sowjetisierung" der Juden in Rußland, insbesondere der jungen, die darin eine neue Form der Assimilierung sahen. Eine ebenfalls starke Bindung von Juden an Rußland erfolgte schließlich durch den Zweiten Weltkrieg und die damit verbundene Abwehr der deutschen Invasoren, die für die Juden eine besondere lebensbedrohende Gefahr darstellten. Die Zeit nach dem „Großen Vaterländischen Krieg" und der „Shoa" beförderte wiederum die Spannung zwischen Juden und Russen. Einerseits hatte das jüdische Selbstbewußtsein mit der Gründung des Staates Israel eine neue Perspektive jenseits der Assimilierung. Andererseits trat unverholen ein neuer, staatlich sanktionierter Antisemitismus auf den Plan, der im Vorgehen Stalins gegen den sogenannten „Kosmopolitismus" und in den Schauprozessen gegen die „Verschwörung der Kreml-Ärzte" seinen Höhepunkt fand.

Als einen neuerlichen Einschnitt im Verhältnis von Russen und Juden sieht Solschenizyn die Ende der sechziger Jahre erlaubte Ausreise von Juden vor allem nach Israel, ab 1973 verstärkt in die USA an: „Erstmals in der Geschichte wurde der Zustand der Unfreiwilligkeit für die russischen Juden beendet." Nicht ohne sarkastischen Unterton stellt er die Abweichung vom biblisch vorgewiesenen Ziel des Exodus fest: „Aber irgendwie fuhren viele, die man ziehen ließ, nicht in die Wüste, sondern in das wohlhabende Amerika".

Zweihundert Jahre zusammen ist erklärtermaßen nicht das Werk eines Historikers, der *sine ira et studio* die Vergangenheit beschreibt und erläutert. Obwohl der Autor die

historischen Fakten sachlich wiedergibt und um eine ausgewogene Darstellung sowohl der jüdischen als auch der russischen Positionen bemüht ist, tritt an vielen Stellen seine Subjektivität offen hervor. Er lobt jene jüdischen Stimmen, die auf Zurückhaltung bedacht sind (und erhebt dies zu einer allgemeinen Forderung an alle Nationen). Zweifellos die subjektivsten Passagen finden sich zum einen in seiner Darstellung des GuLag (Kapitel 8) und zum andern in seiner Abwehr der „Anklage Rußlands" (Kapitel 13).

Die Zustände im Straflager und die dort als wesentlich erachtete Frage der Nationalität der Häftlinge schildert Solschenizyn aus eigenem Erleben. Er verschweigt nicht, daß auffallend viele „Schlauberger"-Posten (die weniger harte Arbeit bedeuteten) mit Nichtrussen besetzt waren. Und er setzt sich mit den Vorwürfen jüdischer Dissidenten gegen ihn auseinander, die schon seinem *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch*, für das Solschenizyn den Nobelpreis erhielt, eine antijüdische Tendenz unterstellten.

Ziel des vorliegenden Werkes, so Solschenizyn selbst, ist es, die Einsicht in die „Notwendigkeit gegenseitigen Verstehens" zu befördern. Für beide Seiten – Russen wie Juden – sei es eine moralische Aufgabe, die „Situation und die Selbstwahrnehmung des jeweils anderen" nachzuempfinden. Er lehnt gleichermaßen zwei Positionen ab, die es Russen wie Juden zu leicht machten: Einerseits die, die dem „übermäßigen Einfluß" *der* Juden die Schuld am Schicksal Rußlands nach der Oktoberrevolution gibt; und andererseits die, die behauptet, den Juden sei (von der Emigration abgesehen) „kein anderer Ausweg geblieben", als sich dem Bolschewismus zu verschreiben.

Mit Blick auf die Katastrophen im Verlauf der russischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts stellte ein Angehöriger der jüdischen Intelligenz fest, man habe „nicht gemeinsam" gelitten, sondern „nebeneinander". Die Schlußfolgerung des Literaturnobelpreisträgers, der die Vorherbestimmung des Aufeinandertreffens von Slawen und Juden tief verinnerlicht hat: Damit sich angesichts des „nun freien russischen Judentums und seiner Beziehungen zu dem neuen Rußland" dieses Nebeneinander in ein Gemeinsames verwandele, bedürfe es der ehrlichen „Vergangenheitsbewältigung" beider Seiten. Daß diese quasi auf gleicher Augenhöhe stattfinden soll, muß auf deutsche Leser ungemein provozierend wirken. Hier liegt wahrscheinlich auch einer der Gründe – wie am Verlauf der bereits erwähnten politischen „Affäre" um die Frage nach einer Exklusivität von Täter- und Opferrolle sichtbar –, weshalb Solschenizyns zweiter Band der *Zweihundert Jahre* mittlerweile in hiesigen Feuilletons so eigentümlich laut beschwiegen wird.

Christian Vollradt

Metamorphosen auf dem Weg zur Macht

Hartmuth Becker, Felix Dirsch, Stefan Winckler (Hrsg.): *Die 68er und ihre Gegner – Der Widerstand gegen die Kulturrevolution*. Graz: Leopold Stocker 2003. 260 S., kt, 19.90 €

Diese Sammelschrift ruft Erstaunen hervor. Jüngere Wissenschaftler, im Bannkreis von 1968 geboren, geben ihre Sicht der sozialen Generationsunruhen bekannt und benennen diese als „Kulturrevolution". Dieser Begriff soll in diesem Zusammenhang wohl bedeuten, daß der„Zeitbruch" auf die Kultur beschränkt blieb. Grundgesetz, Parlamentarismus und auch Eigentumsordnung wurden nicht verändert, jedoch die kulturelle Einstellung der Menschen zu Moral und Nation wurde grundsätzlich umgewälzt. Die Deutschen als Volk, Massen und Eliten, verloren ihren Bezug zur historischen Tradition. Im Buch fehlt jedoch eine innere Komposition der von den Autoren getroffenen Aussagen. Hartmuth Becker schreibt über den Widerstand eines hessischen Elternvereins. Ulrich E. Zellenberg untersucht die neokonservative Verteidigung der liberalen Demokratie. Felix Dirsch befaßt sich mit neokonservativen Zeitungen. Stefan Winckler analysiert die *Welt* im Kampf gegen den Linksradikalismus in „heroischer Zeit". Interessant sind außerdem die Artikel von Till Kinzel zum „Bund Freiheit der Wissenschaft" oder die Ausführungen von Andreas Späth über Günter Rohrmosers Kritik der „Kritischen Theorie". Außerdem gibt es Gespräche mit Hermann Lübbe, Klaus Motschmann und Fritz Schenk. Es fehlt allerdings ein durchgängiger roter Faden. Es ist zu vermuten, daß die Intention des Buches in einer Würdigung der neokonservativen Kritik an der vermeintlichen „Hegemonie" der 68er in Regierung und Parteien liegt. Es kann aber auch sein, daß die jungen Wissenschaftler auf sich aufmerksam machen wollen und eine neue Runde des Kampfes gegen die Generationsrevolte eingeläutet werden soll.

Für den Eingeweihten sind Hinweise auf Wilhelm Röpke, Hans Zehrer, Hans-Dietrich Sander, Helmut Schelsky, Günther Rohrmoser, William S. Schlamm, Caspar von Schrenck-Notzing und andere interessant. Diese Denker wußten, daß auch die deutschen Konservativen umzudenken hatten und daß sich die Kriterien von Nation, Staat, Wirtschaft, Gesetz, Macht, Moral und Elite in einem Wandel befanden. Die westdeutsche Wirtschaft bewegte sich historisch zum ersten Mal weitgehend ohne staatliche Garantien hinein in einen internationalen Markt. Um sich dort zu bewähren, benötigte sie neue Manager, Ingenieure, Arbeiter, Angestellte und Konsumenten, die auf diesem „Parkett" bestehen mußten. Jeglicher Patriotismus oder alle Werte von nationaler Besinnung, Gemeinschaft, Staat und

Familie gerieten ins Trudeln. Die Linke war vorerst genauso konservativ wie die Rechte. Sie flüchtete politisch und mental in die zwanziger Jahre des Thälmann-ZK oder sie vollzog den „langen Marsch“ in die vermeintlichen Idyllen Chinas, Nordkoreas, der Sowjetunion oder der DDR. Die Diktatur als Halt und Gesinnung fand ihre Aufmerksamkeit. Sie erhielten die Unterstützung ihrer „Brudervölker“, die ein Interesse daran hatten, den deutschen oder us-amerikanischen Imperialismus zu stürzen. Durch diese durchaus reaktionären Metamorphosen erlernten die „Rebellen“ das Handwerk der Macht und der Intrigen. Die Flucht in die Prinzipien von fremder Macht machte sie anfällig auch für die westliche Form von Umerziehung. Jahrzehnte später konnten sie als Machtträger eine neue SPD oder die grüne Partei begründen und führen. Sie verkörperten so etwas wie eine „Priesterherrschaft“, die die Führermacht genauso kannte wie die Abschaffung der innerparteilichen Demokratie. Die Wähler wurden vorgeführt und betrogen. Nichts galt mehr als die Inszenierung der eigenen Größe. Die kommunistische „Sozialisation“ von Teilen einer Generation führte zu einem Machtopportunismus, der jetzt nicht mehr östlich, sondern proamerikanisch gefärbt war. Die *Reeducation* erhielt über den kommunistischen Theaterdonner ihre vollständige Erfüllung. Diese subtilen Umstellungen und Metamorphosen hatte das neokonservative Denken weder selbst durchgemacht, noch wurde sichtbar, daß die jungen Konservativen die Lektion gelernt hatten. Das belegen die zaghaften Interpretationen des konservativen Widerstands gegen 68.

Bernd Rabehl

Terrorismus und Moral

Ted Honderich: *Nach dem Terror. Ein Traktat*. Neu-Isenburg: Abraham Melzer Verlag 2003. 290 S., br, 14.95 €

Im Sommer 2003 erschien im Suhrkamp-Verlag die deutsche Übersetzung eines Buchs des inzwischen emeritierten kanadisch-britischen Philosophen Ted Honderich. Dessen Titel lautet: *Nach dem Terror. Ein Traktat*. Honderich, der Philosophie in London, Yale und New York lehrte, versucht in diesem Buch Terrorismus moralphilosophisch zu begründen. Die Veröffentlichung war unter anderem durch eine Empfehlung von Jürgen Habermas ermöglicht worden. Kurz nach Erscheinen dieses Traktats erhob Micha Brumlik, Leiter des Frankfurter Fritz-Bauer-Instituts, Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte des Holocaust, massiven Einspruch gegen die Thesen Honderichs. In einem offenen Brief, der unter anderem in der *Frankfurter Rundschau* veröffentlicht wurde, behauptete Brumlik, Honderich und der Suhrkamp-Verlag verbreiteten „antisemitischen Antizionismus“. Was auf dieses Totschlagargument in Deutschland folgt, ist bekannt. Der Suhrkamp-Verlag nahm das Buch aus dem Programm. Die Rechte wurden an Honderich zurückgegeben. Wie bereits in den Fällen Martin Walser, Norman Finkelstein und zuletzt Martin Hohmann überboten sich die verschiedenen Presseorgane in der Folge in ihren Verdikten. Da war von „Judenmordfantasien“, „fanatischem Anti-Israelismus“ oder „linken Gewaltfantasien“ die Rede. Mit den Intentionen von Honderich hatten diese Charakterisierungen – ähnlich wie vorher bei Walser oder Hohmann – wenig zu tun. Kaum einer derjenigen, die medial über Honderich zu Gericht saßen, dürfte dessen Text wirklich gelesen haben. Sonst wären derartige Verdikte, wie sie hier in die Welt gesetzt worden sind, nicht möglich gewesen. Anstößig erschienen vielen moralisch Erregten vor allem folgende Einlassungen Honderichs: „Unsere Definition des Terrorismus behält sich die Möglichkeit vor“, so schreibt Honderich, „daß so mancher Terrorismus als eine Reaktion

auf das, was andere strukturelle Gewalt nennen, gerechtfertigt werden könnte." Als Beispiele nennt Honderich den „Terrorismus, der zur Gründung Israels führte, zum neuen Südafrika nach der Apartheid, zu einer Gesellschaft, die fairer mit den Katholiken in Nordirland umgeht, und, um weiter zurückzuschauen, zu den Vereinigten Staaten selbst..." Diese Betrachtungen kulminieren in der Feststellung: „Ich für meinen Teil (Honderich, d.V.) habe keinen ernsthaften Zweifel, ... daß die Palästinenser mit ihrem Terrorismus gegen die Israelis ein moralisches Recht ausgeübt haben."

Wie Norman Paech, mittlerweile emeritierter Professor für Völkerrecht an der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik, in seinem offenen Brief an Brumlik herausstellte, geht es Honderich nicht um Juden, Israelis oder Palästinenser, sondern „allein um Terrorismus in allen seinen Varianten: von den Selbstmordattentaten, Sprengstoffanschlägen bis zum Staatsterrorismus". Der Terror in Palästina dient Honderich demnach als illustrierendes Beispiel. Daß Brumlik nicht auch auf den „besonderen Terrorismus" einging, der zur Existenz des Staates Israel führte, vermerkt Paech Brumlik übel. Noch 1991 argumentierte nämlich Yitzak Schamir in der *Frankfurter Rundschau*: „Der bewaffnete Kampf ist im allgemeinen nicht gerechtfertigt, außer er dient politischen, nationalen oder sozialen Zielen... wenn diese Ziele und Mittel, um sie zu erreichen, gerecht sind, dann ist auch der bewaffnete Kampf gerecht."

Dem jüdischen Verleger Abraham Melzer ist es zu verdanken, daß die „unerträgliche Situation" für die „demokratische Wissenschaftskultur", wie Paech die Rückzugsentscheidung des Suhrkamp-Verlages nannte, nun beendet ist. Melzers Verlag, der in Neu-Isenburg beheimatet ist, hat das Buch nämlich vor Weihnachten in deutscher Sprache neu aufgelegt.

Michael Wiesberg

Totalitarismus als politische Religion

Hans Maier (Hg.): *Totalitarismus und Politische Religionen. Konzepte des Diktaturvergleichs. Band III: Deutungsgeschichte und Theorie*. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh 2003. 450 S., br, 34.90 €

Nachdem im Laufe der letzten Jahrzehnte der Begriff „Totalitarismus" zunächst immer mehr außer Kurs geriet, eröffnete sich nach dem Niedergang und Fall des Kommunismus wieder die Möglichkeit, an diese Begrifflichkeit zum Verständnis moderner Diktaturen anzuknüpfen. Mit dem Abschlußband der von Hans Maier herausgegebenen dreiteiligen Serie zum Thema liegt nunmehr seinem Anspruch nach ein Handbuch zum Problemkreis des Totalitarismus und seiner politologischen Analyse vor. Der Band soll Maier zufolge den Totalitarismus im Lichte des Voegelinschen Konzeptes der „politischen Religionen" verständlich machen. Gerade daran mag man erhebliche Zweifel anmelden (vergleiche dazu etwa Michael Rißmann, *Hitlers Gott*, Zürich 2001). Zwar ist es sicher richtig, daß totalitäre Bewegungen strukturell Anlehnungen an religiöse Phänomene zeigen, sie selbst aber als Religionen zu bezeichnen, dürfte fehlgehen; es handelt sich bestenfalls um Analogien. Viel eher dürfte es sich anbieten, von Religionsersatz oder ähnlichem zu sprechen. Maier sieht dies durchaus, meint aber, bei den Anhängern totalitärer Bewegungen religiöse Motive ausmachen zu können, die die Rede von „politischer Religion" sinnvoll macht. Zudem sei es nicht erst seit dem 11. September 2001 deutlich, daß Religion nichts Harmloses sei, sondern gewinnende und schreckliche Seiten habe – was man schlicht zur Kenntnis zu nehmen hat.

Neben der Würdigung bedeutender Klassiker der Totalitarismusanalyse wie Voegelin, Arendt, Strauss, Talmon stehen dabei – wenn auch sehr knappe – Ausführungen über „Denker des Totalen" wie E. Jünger, Schmitt und Ludendorff. Hella Mandt, eine frühere Schülerin Wilhelm Hennis', legt sorgfältig und kenntnisreich das klassische Verständnis von Tyrannis und Despotie dar, während zumeist jüngere Autoren die neuen Zugänge zum Thema erörtern, darunter auch das Gnosis-Konzept Eric Voegelins, das dieser selbst an die Stelle seines früheren Konzeptes der „politischen Religion" gesetzt hatte. Hier werden die Schwächen des Bandes am deutlichsten, so sind die reichlich kurzen Abschnitte zu Jünger, Schmitt und Ludendorff kaum brauchbar, zumal – für eine quellennahe Interpretation eigentlich erforderlich – Jüngers Text über die Totale Mobilmachung nicht nach der Erstausgabe, sondern der Werkausgabe zitiert wird, obwohl Jünger bekanntlich ständig neue Fassungen seiner Texte erstellte; eine Tatsache, die in der vorliegenden Darstellung gar nicht erst erörtert wird.

Ein umfangreicher Teil zum Aspekt „Faschismus und nicht-demokratische Regime" stammt von einem der wichtigsten Faschismus-Forscher der Gegenwart, Juan Linz. Sein Beitrag ist vor allem deshalb sehr lesenswert, weil er ausgesprochen nüchtern-sachlich argumentiert und auf zahlreiche offene Forschungsfragen verweist, die der Bearbeitung harren. Darunter beispielsweise die bisher nicht geklärte Frage nach der Stabilität oder Instabilität nichtdemokratischer Regime, sofern nicht wie im Falle des nationalsozialistischen Deutschland oder des Baath-Regimes im Irak äußere Faktoren deren Ende herbeiführten. Zudem stellt er differenziert den totalitären Charakter des faschistischen Regimes in Italien in Frage und warnt vor einer wissenschaftlich und politisch irreführenden „Anwendung der Analyse faschistischer Regime auf autoritäre Regime heutzutage", weil man sich so ein wirkliches Verständnis

ihres Wesens verbaue. Linz moniert das fehlende Interesse der Zeithistoriker an autoritären Regimen, die nicht so „faszinierend“ seien wie der Totalitarismus in seinen Spielarten. So gebe es – eine wichtige Forschungslücke – bisher „keine vergleichende Analyse der Lebensläufe von Führern autoritärer Regime“.

Der Band wird schließlich abgerundet durch ein Literaturverzeichnis sowie einen recht nützlichen Lexikonteil, in dem zahlreiche „Interpreten des Totalitarismus“ kurz und knapp (zum Teil deutlich zu knapp, wie etwa im Falle Noltes) vorgestellt werden – so mancher Leser wird sich dadurch angeregt finden, auch weniger bekannten Deutungen und Werken etwa osteuropäischer Provenienz nachzuspüren; andererseits wird man sich aber über die Aufnahme eines marxistischen Ideologen der dritten Garnitur wie Terry Eagleton mehr als wundern müssen.

Till Kinzel

Volksgemeinschaft oder Volksstaat?

Steffen Bruendel: *Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg.* Berlin: Akademie 2003. 403 S., geb, 49.80 €

Es ist heute nur noch wenigen bekannt, daß der Begriff „Volksgemeinschaft“ keineswegs auf die Nationalsozialisten zurückgeht, sondern in der Weimarer Republik von Politikern der gemäßigten Linken, der Mitte und der Rechten gleichermaßen und selbstverständlich in einem positiven Sinn verwendet wurde. Der Grund dafür war die Erfahrung des Ersten Weltkriegs, als das „Volk“ auf eindrucksvolle Weise zur „Gemeinschaft“ geworden war.

Steffen Bruendel hat jetzt in seiner Untersuchung zur Debatte über die Neuordnung Deutschlands während des Krieges plausibel gemacht, daß es diese Erfahrung war – und nicht erst das Demokratisierungsverlangen der Alliierten beziehungsweise die revolutionären Forderungen von 1918/19 –, die zur „irreversiblen Delegitimierung der alten Ordnung“ führte. Wenn also die „Ideen von 1914“ eine wichtige Funktion für die weitere historische Entwicklung hatten, dann nicht, weil sie den Nationalsozialismus vorwegnahmen (obwohl sie regelmäßig mit der Forderung nach einem „nationalen Sozialismus“ verbunden waren), sondern weil sie mit der Erwartung einher gingen, es könne einen besonderen deutschen Weg in das 20. Jahrhundert geben. Der mußte nicht in einer „Totalvergemeinschaftung“ enden, er hätte auch zu jenem „Volksstaat“ führen können, an dessen Entwurf die Mehrzahl der besonnenen Fürsprecher der „Ideen von 1914“ arbeitete. Der „Volksstaat“ sollte der nationalen Überlieferung entsprechen, aber auch den Lebensbedingungen in einer industriellen Gesellschaft durch neue Formen der Integration und der Repräsentation gerecht werden.

Nach den wichtigen Vorarbeiten von Rolf Peter Sieferle auf diesem Gebiet hat Steffen Bruendel eine Untersuchung vorgelegt, die zukünftig die Vorurteile in bezug auf diesen Aspekt deutscher Weltanschauungsgeschichte des 20. Jahrhunderts in ihrer Plausibilität beschränken dürfte.

Karlheinz Weißmann

Schwindender Schrecken

Kiran Klaus Patel: *Soldaten der Arbeit. Arbeitsdienste in Deutschland und den USA 1933-1945*, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 157. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. 459 S., kt, 49.90 €

Das Wort „Arbeitsdienst“ hat seinen Schrecken zwar noch nicht ganz verloren, aber in der jüngeren Vergangenheit wurden einzelne Vorstöße gemacht, eine allgemeine „Dienstpflicht“ oder ein „soziales Jahr“ für Männer und Frauen einzuführen, die breitere Zustimmung fanden. Verglichen mit der Situation, in der die Idee eines „Arbeitsdienstes“ ursprünglich entstand – der großen Depression am Ende der zwanziger Jahre – erscheinen die Probleme, die auf solchem Wege gelöst werden sollen, vor allem die Abwendung eines „Pflegenotstands“, eher geringfügig. In der Endzeit der Weimarer Republik wurde in Deutschland vor allem von Seiten der Jugend- und der Wehrbünde das Konzept des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ (FAD) entwickelt, um der Massenarbeitslosigkeit und der damit verbundenen sozialen Desorientierung junger Menschen zu begegnen. Die Pläne kamen allerdings nur noch ansatzweise zur Ausführung, so daß die Nationalsozialisten auch dieses Erbe antreten und in ihrem Sinn verwenden konnten.

In einer jetzt von Kiran Klaus Patel vorgelegten Untersuchung wird deutlich, daß die Maßnahmen zwecks Schaffung des „Reichsarbeitsdienstes“ (RAD), die nach 1933 ergriffen wurden, durchaus geeignet waren, die Erwerbslosigkeit zu mindern. Allerdings verfolgte das NS-Regime gleichzeitig noch andere – vor allem auf die Männer ausgerichtete – pädagogische Zwecke: die „Lagererziehung“ sollte dazu dienen, das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit über Standes- und Klassengrenzen hinweg zu fördern, vor allem als Auflage für künftige Studenten dem Bildungsdünkel entgegenwirken und eine bestimmte Ausrichtung derjenigen gewährleisten, die nicht mehr in den Jugendorganisationen erfaßt werden konnten.

Die Verbindung von praktisch-ökonomischen und ideologischen Aspekten hat bei zeitgenössischen Beobachtern aus dem westlichen Ausland regelmäßig Vorbehalte gegenüber dem Arbeitsdienstprinzip gefördert. Das von der

Administration Roosevelt in den USA errichtete *Civilian Conservation Corp (CCC)*, das ähnlichen Zielen wie der FAD dienen sollte (bei einer deutlichen Differenz zwischen *citizenship* und „Volksgenossenschaft“), kämpfte deshalb immer mit erheblichen Schwierigkeiten, die sich aus dem Verweis auf Deutschland ergaben. Ähnlichkeiten stellt Patel übrigens auch im Hinblick auf die schwindende wirtschaftliche Bedeutung von CCC wie RAD fest, die im Zusammenhang mit dem Aufschwung seit Mitte der dreißiger Jahre kaum noch den Zweck erfüllen konnten, die Erwerbslosigkeit zu mindern. Der erzieherische Aspekt des Arbeitsdienstes war davon aber nicht betroffen, womit Patel nicht zuletzt die Versuche in den USA der Nachkriegszeit erklärt, dem CCC ähnliche Organisationen neu zu schaffen.

Martin Voelkel

Nachrichten aus dem tausendtägigen Reich

Christian Th. Müller: *Tausend Tage bei der „Asche“. Unteroffiziere in der NVA. Untersuchungen zu Alltag und Binnenstruktur einer „sozialistischen“ Armee.* Berlin: Christoph Links Verlag 2003. 428 S. mit 27 Abbildungen, geb, 24.90 €

Der Titel des Buches läßt an obskure Erinnerungsliteratur mit leichthin zugewiesenen Täter- und Opferrollen denken, wie sie noch jeder Zusammenbruch gesellschaftlicher Systeme hervorgebracht hat. Erscheinen einerseits die Aufzeichnungen ehemaliger Berufskader der Nationalen Volksarmee der DDR (NVA), und andererseits die Aussagen derer, die als Wehrpflichtige in und an der NVA oder auch nur an sich selbst gelitten haben, einander diametral entgegengesetzt, so schießen beide Erinnerungskulturen in der Gruppe der Unteroffiziere auf Zeit (UaZ) zusammen. Diese bieten „aufgrund ihrer ambivalenten Stellung in der Militärorganisation einen idealen Ausgangspunkt zur Erforschung der Binnenstruktur und des Alltags in den Kasernen der NVA“. Die aus Interviews und schriftlichen Befragungen überwiegend in den achtziger Jahren gewonnenen Erinnerungen von insgesamt 52 Soldaten im Grundwehrdienst, UaZ und Berufsoffizieren, die als Lehroffiziere an Unteroffiziersschulen dienten, bilden aber nur eine Quelle der militärhistoriographischen Untersuchung, die Christian Th. Müller als sechsten Band zu einer Militärgeschichte der DDR vorgelegt hat. Müller nutzt bei der imponierenden Aufbereitung einer Fülle von Archivalien Methoden verschiedener Wissenschaftsdisziplinen. Daß dabei auch die eigenen Erfahrungen als Wehrdienstleistender eingeflossen sind, versteht sich von selbst. Bemerkenswerter sind da schon längst überfällige Korrekturen der fehlerhaften Darstellungen in den Materialien der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages (1995) und der darauf basierenden Arbeiten, die Müller *en passant* vornimmt.

Diesseits jeder moralinsauren Täteropfer-Opfertäter-Litanei konturiert Müller die Gestalt des deutschen Unterführers, der sich zwischen eingestandenen und uneingestandenen Widersprüchen aufreibt oder sich mit ihnen arrangiert. Um das Problem eines unterbesetzten Unteroffizierskorps wenigstens zu entschärfen, bildete man Wehrpflichtige, die sich zu einer Dienstzeit von drei Jahren verpflichtet hatten, seit 1962 verstärkt zu Unteroffizieren aus und schuf mit der Dienstlaufbahnordnung von 1973 das Dienstverhältnis „Unteroffizier auf Zeit“, ohne jedoch die Ressourcen für die Ausbildung aufbringen zu können. Das Unterlaufen militärischer Disziplin durch „sekundäre Anpassung“ und die Abwehr ideologischer Indoktrination, der sogenannten Rotlichtbestrahlung, durch „Als-ob-Verhalten“ wurde den UaZ in der Truppe zur (Über-)Lebenstechnik.

Das ganze Konglomerat sich überlagernder Widerspüche ergab jene „Mischform von Kommando- und Aushandlungsstrukturen“, welche den Ausnahmefall der „sozialistischen Soldatenpersönlichkeit“ als Normalfall des „Staats-

bürgers der DDR“ kenntlich macht. Dabei legt Müller allerdings über die Art und Weise seiner Befragungen keine hinreichende Rechenschaft ab. Den Widerspruch zwischen nationalen und sowjetischen Militärinteressen, in den achtziger Jahren widerwillig mit Leerformeln wie der von der „unverbrüchlichen Waffenbrüderschaft“ übertüncht, thematisiert der Autor nicht. Dies entweder, weil er in der „Ontogenese des Unteroffiziers auf Zeit von seiner Primär- und Sekundärsozialisation über die Phasen des Wehrdienstes bis hin zur Rückkehr in das Zivilleben“ kein Thema sah oder weil er selbst noch in der „retrospektiven Bewertung dieses Lebensabschnittes“ tabuisiert bleiben muß, damit der „Ehrendienst“ in der NVA nicht als Dienst in fremden Streitkräften kenntlich wird. Nicht zuletzt dieser Aspekt aber macht die Ergebnisse von Christian Th. Müllers Untersuchungen zu Alltag und Binnenstruktur einer „sozialistischen“ Armee für die aktuelle Diskussion um das Selbstverständnis der Bundeswehr relevant. Eine andere NVA war in der DDR nicht zu haben, eine andere Bundeswehr wird in dieser Bundesrepublik nicht zu haben sein.

Jens Knorr

Verhängnisvoller Konstruktivismus

Roland Baader: *Totgedacht : warum Intellektuelle unsere Welt zerstören*. Gräfelfing: Verlag Ingo Resch 2002. 280 S., Pb, 19 €

„Alle gesellschaftlichen Katastrophen des 20. Jahrhunderts: Marxismus-Leninismus, Bolschewismus, Kommunismus, Sozialismus, Nationalsozialismus, Faschismus, Maoismus, Neomarxismus, Rassismus, Militarismus und Hypernationalismus waren Kopfgeburten von Intellektuellen“, heißt es gegen Ende des Buchs, in dem sich der Autor mit deren verheerenden Einfluß in Geschichte und Gegenwart auseinandersetzt, indem er sie mit Schelsky als Priesterkaste der Neuzeit charakterisiert, deren Macht im Gefolge der Aufklärung gigantisch geworden ist, sofern ein diffuser Vernunftbegriff quasigöttliche Attribute erlangt hat. Einwenden läßt sich natürlich sogleich, daß die denkerische Opposition gegen jene Verirrungen zum Glück dem gleichen Lager entstammt, weshalb sich der Generalverdacht schnell relativiert, doch hier wird eben die Unheilsgeschichte des Kritizismus beleuchtet. Rationalistischer Konstruktivismus – so die These des Autors – habe stets zu jener Menschheitsbeglückung geführt, deren Leichenberge gerade im vergangenen Jahrhundert ohne Vergleich sind: nach Baaders Schätzungen muß für das rote Gesellschaftsexperiment sogar das Dreifache dessen veranschlagt werden, was die französischen Historiker im Schwarzbuch Kommunismus unterstellen! In unseren Tagen geht es zwar unblutiger zu, im elitären Dogmatismus globaler Ideologen-Heere keimt aber nach wie vor ein universeller Herrschaftsanspruch, inzwischen bekannt geworden unter den Vokabeln *political cor-*

rectness, *one world*, „Ökoapokalypse“ und als Spätstadium einer hypertrophierten Aufklärung identifiziert. Wäre also, um eine parabelhafte Zuspitzung zu bemühen, das irdische Paradies endlich herausdestilliert, so währte es nicht lange, bis bärtige Intellektuelle auf den Plan träten und via Talkshow erklärten, das Realparadies sei nichts als die Ausgeburt des Höllischen, weshalb wenigstens ein Überparadies einzufordern sei, nötigenfalls mit revolutionären Methoden. Alles wie gehabt.

Verwundert nimmt man nach der Lektüre dieser flotten Polemik zur Kenntnis, daß Kritik keineswegs mehr das Monopol der politisierenden Linken ist, sondern von ganz anderen Positionen her mit Verve vorgetragen werden kann. Baader besinnt sich hierbei auf die Wurzeln des klassischen Liberalismus, die er aktuell eher libertär einfärben wurde. Hoffen wir, daß die Intellektuellen der Zukunft nie mehr als geistvolle Handlanger der Herrschaftskader ihre potentiellen Opfer „totdenken“.

Johannes Berg

Nachdenken über Gottfried B.

Dyck, Joachim, Hof, Holger, Krause, Peter (Hrsg.): *Benn-Jahrbuch*. Band 1/2003. Stuttgart: Klett-Cotta 2003. 263 S., Abbildungen, geb, 24 €

Bürger, Jan (Hrsg.): *Ich bin nicht innerlich*. Annäherungen an Gottfried Benn. Stuttgart: Klett-Cotta 2003. 235 S., Breitklappenbroschur, 15 €

Wenn man zynisch wäre, könnte es einem als gar nicht so schlecht erscheinen, daß Benn 1933 für den NS-Staat eintrat. Denn hätte sich der Autor von Anfang an klar vom Nationalsozialismus distanziert, würde man ihn heute wohl als wichtigsten deutschen Dichter nach Goethe ehrfurchtsvoll in Ruhe lassen. Da dies aber nicht so ist, gibt es immer einen Haufen Meinungen zu Benn, seiner Person und seinem Werk. Nun erscheint erstmals, der Autor ist fast fünfzig Jahre tot, ein Benn-Jahrbuch bei Klett-Cotta. Zeitgleich gibt der Verlag einen Sammelband heraus, in dem „jüngere“ Autoren Texte über Benn beziehungsweise über ihre Beziehung zu Benn veröffentlichen dürfen. Diese beiden Bücher sollen wohl die 2003 abgeschlossene Komplettierung der Stuttgarter Ausgabe der Sämtlichen Werke Benns, die sehr gelungen ist, umrahmen. Die Schwerpunkte des vorliegenden Bandes sind verteilt auf Werk und Person Benns, der Dichter bleibt hier weitestgehend in den Händen der Literaturwissenschaft. Es gibt viele Texte und Bücher zu dem schreibenden Arzt aus Berlin und viele gute sind darunter. Daher findet der an Benn interessierte Mensch eine Menge Redundanz in dem Jahrbuch, aber auch einige sehr lesenswerte (über das Verhältnis Benns zu Evola) und schöne (Besprechungen des Textes „Der Ptolemäer“ und des Gedichts „Verlorenes Ich“) Aufsätze. Ähnlich verhält es sich bei den „Annäherungen an Gottfried Benn“. Wobei die Ausbeute aber geringer ausfällt. Eine Annäherung, auch aus der Ferne, scheitert hier oft. Trotzdem, die zwei, drei guten Texte entschädigen den Leser und daher lohnt es sich durch diese nach Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Germanisten und Literaten wirkenden Bände zu arbeiten und sich an der dauerhaften Größe Benns zu erfreuen.

Konrad Roenne

Schmitts Begriffswelten

Reinhard Mehring (Hrsg.): *Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen. Ein kooperativer Kommentar*. Berlin: Akademie Verlag 2003. 251 S., 28.80 €

Mit dem beachtlichen Aufgebot von 15 Autoren bemüht sich der Berliner Privatdozent Reinhard Mehring in einem neuen Anlauf, das Herzstück der politischen Philosophie Carl Schmitts gewissermaßen moralisch zu umzingeln. Das schon im Vorwort angedeutete programmatische Fazit wird beim kritischen Leser ein gewisses Unbehagen hervorrufen: Herausgeber Mehring will den vielleicht größten Staatsphilosophen des 20. Jahrhunderts seinen Rang als politischer Denker der Gegenwart absprechen und damit die Sprengkraft seiner Ideen entschärfen. Zu nahe liegt hier der Verdacht politischer Polemik. Was folgt, ist deshalb auch in weiten Teilen nicht die erhoffte wissenschaftlich-neutrale Textanalyse, sondern ein Bedienen von Schmitt-Ressentiments in altbekannter westdeutscher Nachkriegstradition. Als ein Musterbeispiel dafür kommt Volker Gerhardts philosophisches Fazit und vorletzter Beitrag des Bandes daher. In Schmitts politischer Theorie glaubt er eine „Antitheorie“ erkennen zu können.

Auf der Suche nach den Unzulänglichkeiten in „Kohärenz“ und „Evidenz“ des zu kommentierenden Werkes schlagen die Bearbeiter der Kapitel so manchen Haken um Carl Schmitts scharfsinnige Gedankenwelt. Die konkrete Arbeit am Text kommt zu kurz, und Werk wie Autor lassen sich nicht im Handstreich in die politisch korrekte Bedeutungslosigkeit verbannen. Auch nach diesem Band bleibt der Plettenberger als politischer Denker aktuell. Positiv aus der Liga der Anti-Schmittianer heben sich Henning Ottmann und Hans-Christof Kraus heraus. Ottmann etwa sieht in Carl Schmitts „Politischem“ die Gegenposition zur Begriffswelt des entpolitisierenden Liberalismus und wagt damit einen Blick hinter die Begrifflichkeiten. Interessant ist außerdem seine Analyse der Technikkritik, die er bis hin zur aktuellen Frage der Gentechnik weiterführt.

Insgesamt lassen sich Mehrings kooperativem Kommentar zwar einige interessante Anregungen und Details zum Hintergrund des untersuchten Werkes entnehmen. Trotzdem

bleibt er angesichts eines aktuell zu beklagenden Verlusts des Politischen ein recht unbefriedigender Beitrag zur Debatte. Denn wie schrieb Carl Schmitt selbst so treffend? „Dadurch, daß ein Volk nicht mehr die Kraft oder den Willen hat, sich in der Sphäre des Politischen zu halten, verschwindet das Politische nicht aus der Welt. Es verschwindet nur ein schwaches Volk."

Silke Schöps

Carl Schmitt komplett

Alain de Benoist: *Carl Schmitt. Bibliographie seiner Schriften und Korrespondenzen*. Berlin: Akademie 2003. 142 S., geb, 39 €

Alain de Benoist bekennt sich nicht nur zu seiner Bibliomanie, sondern auch zur Manie des Bibliographierens. In der Vergangenheit hat er schon einige Kostproben dieses nützlichen „Wahns" geliefert: nicht nur die laufende Verzeichnung neuer Titel in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Nouvelle École* ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, sondern auch eine „Bio-Bibliographie" zu Ernst Jünger (1997 bei Guy Trédaniel), eine umfassende Bibliographie zu den französischen Publikationen, die sich mit der Konservativen Revolution befassen (in der Übersetzung von Armin Mohlers Handbuch) und jetzt eben eine Bibliographie zu den Veröffentlichungen und Briefwechseln Carl Schmitts. Das Verzeichnis ist gegliedert nach Büchern, Aufsätzen und anderen kleineren Texten, Beiträgen zu Sammlungen und Anthologien, Korrespondenzen und gedruckten Interviews. Akribisch sind Teil- und Wiederabdrucke genannt, außerdem die Übersetzungen, auch diejenigen in eher abgelegene Sprachen wie das Koreanische. In einigen Fällen wurden kurze Kommentare hinzugefügt, die aber nicht das zulässige Maß überschreiten. Insgesamt hat de Benoist ein hervorragendes Hilfsmittel für die Carl-Schmitt-Forschung geschaffen, das die älteren Zusammenstellungen ersetzen wird.

Karlheinz Weißmann

Predigten

Jörg Baur: *Am Ende: Gottes Wort. Predigten 1995-2002*. Neuendettelsau: Freimund 2003. 181 S., geb, 17.80 €

„Was gibt es da noch viel zu sagen?" Wenn eine Predigt so beginnt, weiß jeder Zuhörer, daß es noch etwas zu sagen geben wird, und wahrscheinlich viel, nicht wenig. So auch in diesem Fall, einer Auslegung von Markus 2,23-28, die Geschichte vom Ährenausraufen der Jünger, zum 20. Sonntag nach Trinitatis. Deren Text findet sich in dem Band, in dem die Predigten des Göttingen Systematikers Jörg Baur enthalten sind, die er nach seiner Emeritierung im Jahr 1995 gehalten hat, und sie ist durchaus typisch für die Art, in der Baur predigt. Indem er

das Vorverständnis seiner Gemeinde und die naheliegenden Deutungen aufnimmt, kommt er, das allerdings nur zum Schein, auch den modischen Irrtümern entgegen, um dann eine Kehre zu vollziehen und das Zentrale der Botschaft hervorzuheben. Die hier zu Grunde liegende Perikope aus dem Markus-Evangelium, in der es darum geht, daß die Jünger das Sabbatgebot gebrochen haben (was Jesus mit dem Satz rechtfertigt, der Sabbat sei um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen) darf eben keineswegs dahingehend verstanden werden, daß Jesus einen „liberalen" Umgang mit bestehenden Normen und Überlieferungen empfiehlt. Es muß immer der Schlußsatz mitgelesen werden: „So ist der Menschensohn ein Herr auch über den Sabbat." Erst aus der Vollmacht des „Menschensohns" wird die Tat gerechtfertigt und erhält die Erzählung ihren Sinn. Er ist „das Ende des Widerspruchs zwischen Bedürfnis und Gebot", er gibt Freiheit; aber es ist eine gewährte Freiheit, keine, die dem autonomen Menschen zusteht, sondern die Freiheit eines Christenmenschen.

Die lutherische Formel ist absichtlich gebraucht, denn wenn Baur über den Kreis der akademischen Theologie hinaus bekannt geworden ist, dann als Vertreter eines deutlich profilierten Luthertums. Er hat dabei immer der Versuchung widerstanden, in die Sicherheit der Konventikelfrömmigkeit zurückzugehen, sondern seine Position innerhalb der Kirche behauptet. Daß das unter den gegebenen Bedingungen und angesichts der Entwicklung des Protestantismus in Deutschland zunehmend schwieriger wurde, ist dem Band auch zu entnehmen. In einer Predigt, die Baur anläßlich des Reformationsfestes am 31. Oktober 1999 in Augsburg – der Stadt des großen reformatorischen Bekenntnisses – gehalten hat, stehen die Sätze: „Nein, zu Besitzerstolz und Selbstvertrauen hat die evangelische Christenheit, die an den Aufbruch des rettenden Wortes `in der Finsternis´... von Menschenmeinungen und Kirchengesetzen erinnernd denkt, keinen Grund". Das war gesagt, als sich gerade die Leitungen der katholischen und der evangelischen Kirchen auf eine „Gemeinsame Erklärung" verständigt hatten, die von allen Berufsökumenikern als großer Fortschritt auf dem Weg zur Einheit gefeiert wurde, während die Vertreter eines authentischen Luthertums die Sorge äußerten, hier gebe man den Kern der reformatorischen Lehre – die Lehre von der Rechtfertigung – preis. Aber weder die düstere Lage noch die deprimierende Verteilung der Kräfte hält Baur für einen Grund, in Hoffnungslosigkeit zu verfallen. Auch das ist lutherisches Erbe: „Soll dies `das Ende vom Lied´ sein? Fallen wir zum schlechten Schluß doch noch in den Abgrund? Was kann uns vor diesem Sturz bewahren? Wer sich da selber hüten und schützen will, mag sehen, was er zustande bringt. Wir aber rufen mit dem Reformator, in der Gemeinschaft der Christenheit: Wo solln wir denn fliehen hin, / da wir mögen bleiben? / Zu dir, Herr Christ, alleine."

Karlheinz Weißmann

Unsterbliches „narrare necesse est"

Wilfried Barner, Anke Detken und Jörg Wesche (Hrsg.): *Texte zur modernen Mythentheorie.* Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2003. 316 S., kt, 8.80 €

Seit den achtziger Jahren ist das Interesse am Mythos, zumal am politischen Mythos, wiedererwacht. Nicht, als ob die wissenschaftliche Beschäftigung mit Mythen jemals aufgehört hätte, aber unter dem Eindruck der „zweiten Aufklärung" glaubten viele, daß der Mythos als politischer Faktor abgetan, jedenfalls „destruierbar" sei. Man hätte gut daran getan, so wie schon Horkheimer und Adorno in ihrer Abhandlung zur *Dialektik der Aufklärung*, dessen weiterwirkende Macht in Rechnung zu stellen. Ein Auszug des 1944 zuerst erschienenen Textes bildet das einleitende Kapitel des vorliegenden Bandes. Horkheimer / Adorno polemisierten zwar gegen den „Talmi-Mythos der Faschisten", aber sie erkannten dessen Potenz ausdrücklich an. Ihrer melancholischen Sicht kann man diejenige von Mircea Eliade und Joseph Campbell, später auch von Hans Blumenberg und Wolfhart Pannenberg gegenüberstellen, die gleichfalls mit Aufsätzen vertreten sind, und deren Anschauungen in dem Punkt konvergieren, daß sie nicht in der Wiederbelebung des Mythos, sondern in dessen Verschwinden die eigentliche Gefahr sahen. Als dritte Gruppierung wären diejenigen Autoren zu nennen, die wie Odo Marquard, Kurt Hübner oder Jan Assmann den Mythos im Grunde genommen für unsterblich halten, weil das *narrare necesse est* zu den konstitutiven Bedingungen aller menschlichen Gemeinschaft gehört.

Die Herkunft der Autoren aus den Bereichen der Religionswissenschaft, der Theologie und der Philosophie verbürgt eine fundierte Auseinandersetzung mit dem Thema. Das wird man von anderen in dem Band vertretenen Autoren – vor allem soweit sie dem Bereich der Sozialwissenschaften zugehören – nicht behaupten können. In dem letzten Beitrag, der von dem Politologen Christopher G. Flood stammt, heißt es mit entwaffnender Naivität, daß „die Herstellung von Mythen ein normaler Grundzug des politischen Lebens" sei: „Es ist nichts Mysteriöses an ihr." Gelegentlich empfiehlt es sich, nicht die modernen, sondern die klassischen Theoretiker zur Hand zu nehmen. Einer der auffälligerweise (jedoch nicht unerwartet) nirgends genannt wird, Georges Sorel, hatte als Hauptcharakteristikum des Mythos die Spontaneität seiner Entstehung bezeichnet.

Martin Voelkel

Davila-Studien

Im Nachgang zu dem Portait Nicolás Gómez Dávilas in der Ausgabe 3/2003 der *Sezession* erreicht uns jetzt das erste Heft der von Philippe Billé herausgegebenen *Studia Daviliana*. Die gut fünfzig Seiten starke Broschur enthält eine Bibliographie der Werke Gómez Dávilas, die nicht nur die Schriften des Autors selbst, sondern auch die Übersetzungen und eine Auswahl der Sekundärliteratur umfaßt (auf das in der Edition Antaios erschienene Buch von Till Kinzel wird als dasjenige hingewiesen, das sich als erstes ausschließlich Gómez Dávila widmet). Außerdem findet man Anmerkungen des Herausgebers zu den Scholien, ein Namensregister für das Werk und einige Kostproben, eine Übersetzung des Aufsatzes, in dem Martin Mosebach vor einigen Jahren seinen Besuch bei Gómez Dávila schilderte und ein Gespräch mit Juan Gustavo Cobo Borda, der seinerseits von der Begegnung mit dem Meister und dessen „Orakeln“ berichtet.

Da die *Studia Daviliana* – ganz im Sinne Dávilas – nur in einer Auflage von hundert Exemplaren gedruckt wurden, empfiehlt sich bei Interesse eine rasche Kontaktaufnahme mit dem Herausgeber.

Philippe Billé
20 rue de l’Amitié
F-17330 La Croix-Comtesse
Frankreich
philippe.bille@montaigne.u-bordeaux.fr

Ratshalle

Wenn sich einerseits kaum ein größerer Unterschied denken läßt als der zwischen Gómez Dávila und einem Liberalen, so wird man andererseits zugeben müssen, daß es im Freiheitsverständnis des Reaktionärs gewisse Elemente gibt, die ihn dem Liberalen nahe rücken. Diese eigenartige Verwandtschaft erklärt auch, warum es immer wieder Bemühungen gegeben hat, eine dezidiert liberale – vor allem marktliberale – Position von allen Versuchungen des Massenzeitalters – Nationalliberalismus und Sozialliberalismus – fern zu halten und eine liberale Position zu schaffen, die statt dessen in den alteuropäischen Überlieferungen wurzelt und sich insofern auch als „konservativ“ apostrophieren läßt. Der klassische Vertreter dieses Denkens war ohne Zweifel Friedrich August von Hayek, dessen Einfluß sich allerdings vor allem im angelsächsischen Raum geltend gemacht hat. Immerhin gibt es in Hayeks erster Heimat Österreich mittlerweile auch wieder einige seiner Anhänger, die eine Synthese aus christlicher Ethik, Tradition und Wirtschaftsfreiheit verfechten und sich unter dem Namen *Townhall – Das konservative Netz* gesammelt haben. Townhall wirkt vor allem über seine Internet-Präsenz und betreibt eine Seite mit sehr interessanten Informationen, Texten (Aufsätze und Rezensionen) und Hinweisen. Zu den Vordenkern gehört Ulrich Zellenberg, der unlängst im Stocker-Verlag einen Band mit dem Titel *Konservative Profile* herausgegeben hat und für die Gruppe Programmatisches erarbeitet.

townhall.at
Zehetnergasse 5/3
A-1140 Wien
Österreich
www.townhall.at
buero@townhall.at

Linke Leute von rechts

Ein Redakteur, der in der heutigen Medienlandschaft ein wirklich plurales Programm verantwortet, darf sich heftiger Angriffe sicher sein. Die wenigen noch verbliebenen Orte der freien Rede werden mit unvermeidlicher Sicherheit als „Plattform für Radikale“ im Dienste einer diabolischen „Querfrontstrategie“ verketzert. Diese Erfahrung mußte auch Martin Müller-Mertens machen, der als Chefredakteur für seine seit 1999 bestehende Internet-Nachrichtenseite *rbi-aktuell* auf einen bunten Autorenstamm zurückgreift. Neben Autoren wie Charly Kneffel, Stefan Pribnow oder Falk Hornuß, die ansonsten in erster Linie im Umfeld linker publizistischer Projekte wie *Kalaschnikow Online* oder *Philosophischer Salon Berlin* veröffentlichen, schreiben für *rbi-aktuell* auch eine Reihe von Autoren aus rechten politischen Bezügen wie Alain de Benoist, der Wiener Evola-Experte Martin Schwarz, der einstige Stammautor der inzwischen nicht mehr existierenden *Staatsbriefe*, Gerhoch Reisegger, und der Autor des österreichischen Magazins *Aula*, Elmar Walter. Salopp gesprochen könnte man das inhaltliche Profil von *rbi-aktuell* tatsächlich als gediegen nationalbolschewistisch bezeichnen: Der Ton der meisten Beiträge ist kapitalismuskritisch bis stramm antikapitalistisch, der PDS wird in einem Meinungsbeitrag zum letztjährigen Chemnitzer Programmparteitag vorgeworfen, ihre „revisionistischen Ziele nicht mehr hinter gefühlssozialistischer Propaganda“ zu verstecken, andererseits werden auch Nationalnihilismus und die Rituale der „Vergangenheitsbewältigung“ einer kritischen Kommentierung unterzogen. Bei aller Radikalität in der Aussage wird aber auf die Qualität der Beiträge geachtet; platter politischer Pamphletismus ist auf den Seiten von Müller-Mertens mutigem und engagiertem journalistischen Projekt nicht zu finden. Die täglich überarbeitete „Aktuelle Nachrichtenseite aus Berlin“ ist eine interessante Ergänzung zu den großen Anbietern von *Spiegel Online* und *n-tv* und beweist, daß es eine heutige deutsche Linke abseits antifaschistischer Beißreflexe gibt.

www.rbi-aktuell.de